

Februar 2/2010

Aus dem Inhalt

Hermann Wieh
Karneval oder Aschenkreuz 33

Manfred Gerwing
Zum Firmalter – Überlegungen aus dogmatischer
Perspektive 35

Martin Lätzel
Kirchenmanagement – ein neues Postulat? 40

Christoph Stender
Die „Salzburger Hochschulwochen“ 47

Gunda Werner-Burggraf
Der abwesende Gott als anwesendes Du 54

Dank und Willkommen 60

Literaturdienst: 60

Michael Kunzler: Mess-Elemente

Michael Kunzler: Liturge sein

Willi Baumann und Peter Sieve (Hrsg.):

Der katholische Klerus im Oldenburger Land

Paul Josef Kardinal Cordes: Warum Priester?

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Pfarrdechant Dr. Hermann Wieh, Johannisfreiheit 12, 49074 Osnabrück | Prof. Dr. Manfred Gerwing, Pater-Philipp-Jeningen-Platz 6, Ulmer Hof / KU Eichstätt Ingolstadt, 85072 Eichstätt | Dr. Martin Lätzel, Am Hang 35, 24113 Schulseersee | Pfarrer Christoph Stender, Michaelsbergstraße 6, 52066 Aachen | Dr. Gunda Werner-Burggraf, Haydnstraße 14, 53115 Bonn

Unter Mitwirkung von Pfarrer Rolf-Peter Cremer, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Weihbischof Dr. Heiner Koch, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Dompropst Dr. Stefan Dybowski, Niederwallstr. 8-9, 10117 Berlin | Domkapitular Adolf Pohner, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim | Weihbischof Franz Vorrath, Zwölfling 16, 45127 Essen

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Essen, Hildesheim, Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7002 od. -7001, Fax (0221) 1642-7005, Email: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen, Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7, 50226 Frechen

Der jährliche Bezugspreis beträgt 32,50 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 2,75 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7, 50226 Frechen

ISSN 1865-2832

Hermann Wieh

Karneval oder Aschenkreuz

Humor ist in der Schule der Heiligkeit nicht das erste Pflichtfach. Eher schon die Buße und Askese. Können wir uns Jesus vorstellen, wie er Witze erzählt oder sich vor Lachen schüttelt? Viele Heilige sieht man auf Bildern freundlich lächeln, aber so richtig ausgelassen feiern und fröhlich sein: Passt das zu Heiligkeit und heiliger Seelsorge?

Die Kirche hat sich mit dem Karneval nie leicht getan. Das vierzigstündige Gebet während der drei tollen Tage galt lange Zeit als sühnende Ausgleichsmaßnahme, um den parallel verübten Sünden und Schlechtigkeiten geistlich Paroli zu bieten. Heiligende Seelsorge auf der einen Seite und auf der anderen die Vergnügungen der lauten Welt? Dazwischen allenfalls der Karneval im Gemeindesaal, dessen Humor möglichst weit über der Gürtellinie bleiben sollte.

Natürlich hat die Skepsis der Kirche gegenüber der Ausgelassenheit des Karnevals ihre berechtigten Gründe. Manche Karnevalisten verletzen in ihrem vermeintlichen Humor die Personenwürde und das Schamgefühl ihrer Mitmenschen. Übermäßiger Alkoholkonsum öffnet im Reden und Handeln Spielräume, die im normalen Alltag zu Recht durch Tabus und innere Schranken geschützt sind. Also doch lieber Buße und Abtötung als Humor und Frohsinn?

Auch Bußübungen können gefährlich werden und verletzen: den Körper des Büßenden, wenn er durch übermäßige

Härte oder Misshandlungen in seiner Gesundheit geschädigt wird; die eigene Seele und die der Mitmenschen, wenn den äußeren Bußübungen der innere Hochmut folgt, der sich selbst für christlicher hält als die humoristisch angeheiterte Umgebung. Der Griesgram mancher Büsser legt sich wie Mehltau auf ihre Umgebung. Typisch die Aussage einer jungen Frau beim Schriftgespräch zum Thema Fasten und Askese. „Wir waren immer froh, wenn unser Vater nach der Fastenzeit wieder anfang zu rauchen. Dann war er weit besser genießbar.“

Humor und Askese sind keine Alternativen, sondern zwei Seiten des einen Menschseins. Beide bedürfen der Heiligung, d. h. der Ausrichtung auf Gottes Liebe, um heilsam zu wirken. Es geht um eine grundsätzliche Perspektive unserer pastoralen Aktivitäten, die das Zweite Vatikanische Konzil im Dokument über die Kirche in der Welt von heute („Gaudium et spes“) dargelegt hat:

„Freude und Hoffnung, Bedrängnis und Trauer der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind zugleich auch Freude und Hoffnung, Bedrängnis und Trauer der Jünger Christi. Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihrem Herzen seinen Widerhall fände. Ist doch ihre eigene Gemeinschaft ein Gefüge aus Menschen; aus Menschen, die, in Christus geeint, vom Heiligen Geist auf ihrer Pilgerfahrt zum Reich des Vaters hingeführt werden und die zugleich den Auftrag empfangen, eine Botschaft des Heils allen anzubieten.“ (GS Nr. 1)

Menschliches und Christliches gehören zusammen. Im Karneval findet die Freude der Menschen an der Welt in den Herzen der Christen ihren Widerhall! Angesagt sind nicht billiger Klamauk oder schlechte Witze, sondern eine echte und innere Freude an und mit den von Gott geliebten Menschen. Zugleich entspricht es dem

Auftrag der Christen, ihrer weltlichen Umgebung diese Freude als Heil anzubieten. Wenn das gelingt, sagen diese manchmal beim Abschied: „Danke, das war ein schöner Abend; der hat richtig gut getan.“

Liebe Leserinnen und Leser,

für die Firmung gibt es keinen speziellen jahreszeitlichen Termin. Damit ist die Frage nach dem rechten Firmalter immer aktuell. Ihr geht mit der spannenden Mischung aus grundsätzlicher dogmatischer Erwägung und pastoralem Augenmaß **Prof. Dr. Manfred Gerwing** nach, Dogmatiker an der Kath. Universität Eichstätt-Ingolstadt.

Führen, Leiten und das Wohl des Anderen sind die drei Eckpunkte, um die sich **Dr. Martin Lätzels** Auseinandersetzung mit der Frage „Kirchenmanagement – ein neues Postulat?“ dreht. Der Autor, der als Theologe und Pastoralreferent einen langjährigen Erfahrungshintergrund aus der kirchlichen Arbeit im Erzbistum Hamburg mitbringt, ist mittlerweile Verbandsdirektor der VHS Schleswig-Holstein.

Theologische Fortbildung auf der Höhe der aktuellen Zeitfragen ist ebenfalls ein immer aktuelles Thema. Ein Fels in dieser Brandung sind die Salzburger Hochschulwochen. Sie stellt aus seiner eigenen mehrjährigen Erfahrung der Mitarbeit **Pfr. Christoph Stender** vor, der nach Zeiten der Hochschulseelsorge nun Leiter des Mentorats für Lehramtsstudierende der Kath. Theologie der RWTH Aachen ist.

Frau Dr. Werner-Burggraf, Visiting Fellow am Pontifical College Josephinum, Columbus, Ohio und Habilitandin im Bereich Fundamentaltheologie an der Uni Freiburg setzt sich mit der Kommunikation im Web 2.0 auseinander. Dabei geht es nicht um neueste Nachrichten für Computer-Freaks, sondern um die religiöse Dimension moderner Kommunikationsformen, die weder vorschnell eingetragen noch kurzerhand gelehnet werden sollte.

Trotz karnevalistischer Zeiten, die Sie durchaus genießen mögen, wünscht Ihnen auch etwas Lesezeit für ernsthafte Themen

Ihr

Gunther Fleischer

Zum Firmalter – Überlegungen aus dogmatischer Perspektive

1. Zum Firmsakrament

„Die Welt erwartet von den Christen, dass die Christen laut und vernehmlich ihre Stimme erheben und ihren Protest so formulieren, dass niemals auch nur der leiseste Zweifel sich im Herzen des schlichtesten Menschen erheben kann. Die Welt erwartet weiter von den Christen, dass sie sich vom blassen Allgemeinen abwenden und vor das besudelte Antlitz der heutigen Geschichte stellen. Wir brauchen notwendig die Gemeinschaft von Menschen, die entschlossen sind, eindeutig und klar zu reden und für das Gesagte persönlich einzustehen.“¹

Wer diese Erwartung ausspricht, ist kein geringerer als einer der bekanntesten französischen Autoren des 20. Jahrhunderts, der Schriftsteller, Philosoph und Nobelpreisträger Albert Camus (1913 – 1960).

Die Erwartungen Camus' korrespondieren mit dem Firmsakrament. Die Firmung ist nämlich genau jenes Sakrament, durch das wir, wie es in dem berühmten „Grundriss der asketischen und mystischen Theologie“ aus der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts heißt, „Soldaten Christi“ werden. Die Firmung füge „zur Taufgnade eine besondere Gnade, nämlich die des *Starkmutes*, hinzu, um furchtlos trotz aller Feinde unseren Glauben zu bekennen und

besonders die Menschenfurcht zu bekämpfen, durch welche so viele sich abhalten lassen, ihre Pflichten Gott gegenüber zu erfüllen. Aus diesem Grunde werden uns die Gaben des Hl. Geistes, die wir bereits in der Taufe empfangen, auf besondere Weise an diesem Tage mitgeteilt. Sie sollen unseren Glauben erleuchten, ihn lebendiger gestalten, vertiefen und gleichzeitig unseren Willen gegen alle Schwächen stärken. Deshalb müssen wir die Gaben des Hl. Geistes sorgfältig pflegen, besonders aber die christliche Mannhaftigkeit.“²

Dieser „Grundriss der mystischen Theologie“ wurde im Jahr 1931 aus dem Französischen ins Deutsche übersetzt: 1931, also zwei Jahre bevor die Übertragung der Regierungsgewalt in Deutschland auf die Nationalsozialisten erfolgte.³

2. Adressaten der Sakramente: nicht alle

Doch was sagt und wie spricht die gegenwärtige Dogmatik über das Firmsakrament, näherhin über das Firmalter? Zunächst: Die gegenwärtige Dogmatik betont vor allem die Nähe der Firmung zum Taufsakrament, unterstreicht aber zugleich, dass diese Nähe beider Sakramente theologischer, nicht notwendigerweise chronologischer Natur sei. Sie greift dabei auf die Erkenntnisse der Allgemeinen Sakramentenlehre zurück.

Sakramente sind Zeichen des vom Einzelnen angenommenen Wortes Gottes. Da das Wort Gottes aber nur im Glauben, d. h. dogmatisch gesprochen, im Prozess des Erfülltwerdens vom Heiligen Geist in seiner Wahrheit erkannt und also angenommen werden kann, vermag noch punktgenauer formuliert zu werden: Sakramente sind Zeichen des Glaubens. Sie verdeutlichen, was in der glaubenden Annahme des Wortes Gottes durch den Einzelnen im Einzelnen und in der Kirche geschieht.⁴

Verschließt der Empfangende sich, setzt er „Hindernisse entgegen“, dann ist zwar das Sakrament vorhanden, aber es vermag nicht im Empfangenden zur Geltung zu kommen.⁵

Wenn aber das Sakrament im Empfänger ankommt, dann liegt hier nicht die Struktur einer „Leistung“ des Empfangenden im eigentlichen Sinn vor (wenn wir ein Geschenk annehmen, sprechen wir ja auch nicht von einer Leistung!). Vielmehr zeigt sich im Kommen und bei diesem Ankommen die Wirkung jener Gnade, die das Sakrament enthält und mitteilt. Andersherum formuliert: Wer das Sakrament empfängt, sich aber der Gnade versperrt, empfängt das Sakrament überhaupt nicht. Er erweist sich in diesem nur äußerlichen „Empfang“ als Lügner. Er setzt das Zeichen des Glaubens, obwohl er nicht glaubt.⁶

Umgekehrt gilt für die Kirche, der die Verkündigung des Wortes Gottes sowie die Sakramentenspendung anvertraut sind, den jeweiligen Adressatenkreis klar und unmissverständlich zu unterscheiden: Adressat des Wortes Gottes sind alle Menschen zu allen Zeiten und Zonen. Adressat der Sakramente aber sind nicht alle Menschen, sondern diejenigen, die das Wort Gottes im Glauben annehmen. Adressat der Sakramente sind die Glaubenden.

Zielrichtung der Sakramente ist es, das Heilswerk Christi gegenwärtig zu setzen und das Reich Gottes, biblisch-neutestamentlich gesprochen, die „*basileia tou theou*“, im Modus des Glaubens zum Durchbruch kommen zu lassen: unsere Gemeinschaft mit Gott durch das uns ansprechende und von uns kraft des Heiligen Geistes aufgenommene Wort Gottes. Die Einzelsakramente unterstreichen dabei spezifische Aspekte dieses Heilswerkes Christi.

3. Taufe, Firmung, Eucharistie

Konzentrieren wir uns auf die Sakramente der christlichen Initiation: Taufe, Firmung, Eucharistie. Sie bilden die Grundlagen des christlichen Lebens des Einzelnen in der Glaubensgemeinschaft, der Kirche, und sind dogmatisch zu differenzieren von den Sakramenten der Heilung, dem Sakrament der Buße bzw. Versöhnung und der Krankensalbung, und den Sakramenten der Sendung, dem Sakrament der Weihe und dem Sakrament der Ehe:

So unterstreicht das Sakrament der Taufe die verändernde Kraft des Glaubens an Jesus Christus: „Siehe, ich mache alles neu“ (Offb 21,5). Der Mensch, aufgenommen in die Liebe des Vaters zum Sohn, die der Heilige Geist ist, bekennt seine wahre Wirklichkeit, seine Gemeinschaft mit Gott. Durch die Taufe wird der Gläubige wiedergeboren: eingetaucht in den Tod Christi und mit ihm erstanden zu neuem Leben: als eine „neue Schöpfung“ (2 Kor 5,17).⁷

Durch das Sakrament der Firmung wird der einzelne Gläubige in seinem Glauben gestärkt. Sein Glaube ist der Glaube der Kirche, der sich bis auf die Apostel und über sie auf das inkarnierte Wort Gottes, Jesus Christus, zurückführt. Und hier kommen wir zum eigentlichen Kern dessen, was Firmung ist: das sakramentale Zeichen „für die apostolische Sukzession der ganzen Kirche“ (H. Mühlen). Insofern kommt in der Firmung der Zusammenhang des Glaubens des Einzelnen mit dem Glauben der so hierarchisch verfassten Kirche in besonderer Weise zum Ausdruck.⁸

Wer das Sakrament der Firmung empfängt, weiß sich in seinem Glauben bestärkt durch die Kirche. Ihm wird auf den Kopf zugesagt, dass, wenn er das glaubt, was die Kirche glaubt, dieser Glaube der Glaube der Apostel ist, der Erstzeugen des Gekreuzigt-Auferstandenen. Und er weiß sich zugleich berufen durch Christus über die Kirche, den Glauben der Kirche, die mit

ihrem Bekenntnis zu Jesus Christus steht und fällt, auch vor der Welt und in der Welt zu bezeugen. Wie Taufe und Weihe bezeichnet Firmung eine göttliche Berufung, die als solche unwiderruflich und deswegen vom „unauslöschlichen Merkmal“ (character indelebilis) geprägt ist. Das Sakrament der Firmung verdeutlicht, dass der Glaubende dazu berufen und gesandt ist, den empfangenen Glauben auch weiterzugeben. Wovon das Herz voll ist, davon läuft der Mund über.⁹

Auch die Eucharistie gehört zu den Initiationssakramenten. Und in der Tat: Wir dürfen dieses Sakrament, wenn wir über Firmung und über das Firmalter sprechen, nicht außen vor lassen. Auf die innere Kohärenz und theologische Korrespondenz beider Sakramente macht gegenwärtig besonders die Liturgiewissenschaft aufmerksam.¹⁰ Sie verweist auf die „ursprüngliche, stufenbedingte Abfolge der Initiationssakramente“: Taufe, Firmung, Eucharistie. So fordert etwa der Eichstätter Liturgiewissenschaftler Jürgen Bärsch, dass diese Reihenfolge „wenigstens für Kinder aus kirchenverbundenen Familien ernsthafter bedacht werden“ müsse. „Wie bei der Kindertaufe würde dann“ auch bei der Firmung, die womöglich „am Beginn der Schulzeit“ gespendet werde, „die unerlässliche Vertiefung und die allmähliche Einübung in das christliche Leben dem Empfang des zweiten Initiationssakramentes folgen und zum ersten Eucharistieempfang weiterführen.“¹¹

4. Zum Firmalter

Zu Beginn der Schulzeit soll also nach Ansicht des Liturgiewissenschaftlers gefirmt werden. Das widerspricht durchaus nicht dem CIC, der in c. 891 nur allgemein vom „Unterscheidungsalter“ spricht, das gemeinhin mit 7 Jahren angenommen werden muss. Zugleich verweist der Canon auf die Bischofskonferenzen, die ein anderes Alter festsetzen können. Die Würzburger

Synode (1974/75) wird bekanntlich konkreter: „Das Mindestalter für die Firmung soll in der Regel etwa bei 12 Jahren liegen; pastoral begründete Ausnahmen kann es geben. Es soll aber auch die Möglichkeit bestehen, im Einvernehmen zwischen Firmbewerbern, Eltern und Seelsorgern die Firmung im Einzelfall und für Gruppen auf ein späteres Alter – auch das der jungen Erwachsenen – zu verschieben.“¹² Wenn ich es richtig sehe, dann setzt sich in den meisten Diözesen unseres Landes inzwischen die Ausnahme als Regel durch. Vielfach wird nicht zu Beginn, auch nicht im Alter von 12 Jahren, sondern gegen Ende der Schulzeit gefirmt (also im Alter zwischen 14 und 16 Jahren).

Aus dogmatischer Perspektive ist die Argumentation des Liturgiewissenschaftlers bedenkenswert. Vor allem ist sein Hinweis auf die Epiklesen der Eucharistischen Hochgebete zu beachten. Diese setzen nämlich in der Tat „die geschehene Ausgießung des Geistes über die Mitfeiernden voraus und aktualisieren sie in der Feier je neu.“¹³ Auch wenn der Heilige Geist bereits „in der Taufe mitgeteilt wird“, so gehen die zentralen Texte der Eucharistiefeier von „Circumstantes“ aus, die durch Taufe und Firmung eingegliedert sind.

Doch die Frage ist, wie dieser unbestrittene und unbestreitbare Befund dogmatisch zu bewerten ist? Es gilt, die theologischen Zusammenhänge zu verdeutlichen:

Während durch die Taufe die Gläubigen wiedergeboren und durch das Sakrament der Firmung gestärkt werden, finden sie in der Eucharistie immer wieder ihre Nahrung. Die Eucharistie bringt zum Ausdruck: Ohne Christi Hingabe kann kein Glaubender als Glaubender überleben, selbst dann nicht, wenn sein Glaube durch die Firmung bestärkt wurde. Wie der Mensch ohne Essen und Trinken nicht leiblich zu existieren vermag, so können wir auch ohne Christi Hingabe nicht christlich leben.¹⁴ Mit anderen Worten: Die Tatsache,

dass „die zentralen Texte der Eucharistiefeier [...] doch offenbar durch Taufe und Firmung eingegliederte, ‚geistbegabte‘ *Circumstantes* vor Augen“¹⁵ haben, hängt mit dem zusammen, was in der Eucharistie zum Ausdruck gebracht werden soll: dass nämlich selbst diejenigen, deren Glauben in der Firmung gestärkt wurde, immer wieder neu auf die Hingabe Christi angewiesen sind. Jedenfalls – und das konzediert auch Jürgen Bärsch ausdrücklich: In der kirchlichen Tradition ist nie bestritten worden, „dass auch Nicht-Gefirmte die Eucharistie empfangen“ dürfen.¹⁶

5. Für eine flexible Lösung

Ich darf zum Schluss zusammenfassen und mich im Blick auf die Frage nach dem Firmalter für eine flexible Lösung aussprechen: Fünf Punkte scheinen mir aus dogmatischer Sicht bedenkenswert:

1. Die Frage nach dem rechten Firmalter kann nur beantwortet werden, wenn auch die angedeuteten theologisch-dogmatischen Zusammenhänge im Blick behalten werden. Sakramente sind nichts Magisches, sondern sind Zeichen des Glaubens, näherhin Zeichen dafür, dass der Einzelne das Wort Gottes glaubend in der Gemeinschaft der Glaubenden, in der Kirche annimmt.
2. Die Firmung steht zwar in (theolo-)gischer, aber nicht unbedingt chronologischer Nähe zur Taufe. Da wir die Praxis der Kinder-, ja Babytaufe haben, wird im Taufsakrament besonders deutlich unterstrichen, dass das Wort Gottes der eigenen Initiative des Menschen vorausgeht. In der Erwachsenentaufe wird hingegen deutlicher sichtbar, dass der Adressat der Sakramente nicht alle Menschen sind, sondern diejenigen, die das Wort Gottes im Glauben angenommen haben und sodann, als Zeichen dieser Annahme des Wortes Gottes, das Sakrament empfangen. Mit anderen Worten: In der Erwachsenentaufe wird
3. Um aber „eine individualistische Verengung (Sakrament der Entscheidung) und unrealistische Zielsetzungen vermeiden zu helfen“, muss, wie die Deutsche Bischofskonferenz bereits 1993 zu Recht formulierte, die „Kennzeichnung des Firmsakramentes als Stufe des Initiationsprozesses“ betont werden.¹³ Das, was wir theologisch im Blick auf die Taufe feststellen, muss auch – *mutatis mutandis* – für die Firmung gelten: entweder geht der Firmung die Glaubensunterweisung und Glaubenserziehung voran und wird sodann durch das Sakrament besiegelt, oder aber die christliche Erziehung folgt der Firmung des Kindes.
4. Wie auch immer wir uns entscheiden, für eine Firmung im Kindesalter oder im Jugendlichen- bzw. Erwachsenenalter: Wir sollten uns so entscheiden, wie es die Kirche in ihrer Geschichte immer getan hat: unter Berücksichtigung und Wahrung größter Flexibilität. Gerade heute „nach Auflösung des volkskirchlichen Milieus“ sind „die Voraussetzungen der Initianden sehr unterschiedlich“.¹⁸ Diese Unterschiede fordern differenzierte Antworten.
5. Bei aller notwendigen Flexibilität, über eins dürfen wir uns nicht täuschen: Christliche Existenz ist in unserer Gesellschaft nicht ohne einen andauernden und fortgesetzten Erziehungsprozess möglich. Gerade weil die Zeiten, in denen die Menschen in eine christliche Umgebung hineingeboren wurden, vorbei sind, sind auch die Zeiten vorbei, in denen eine bewusste Entscheidung des Einzelnen für den Glauben zwecks mangelnder Alternativen nur ausnahmsweise zustande kam.

Joseph Ratzinger hat auf diesen Sachverhalt schon vor Jahren nachdrücklich hingewiesen: Christlicher Glaube gibt die Wahrheit nicht als Idee, sondern „als Weg, und erst indem sie zum Weg wird, ist sie des Menschen Wahrheit geworden.“¹⁹ Selbst eine einmal bewusst getroffene Entscheidung für die Nachfolge Christi reicht nicht. Christsein wird in einen unablässigen Formungs- und Erziehungsprozess übergehen müssen, vergleichbar der Situation im heutigen Berufsleben: Auch hier gilt es „firm“ zu bleiben: durch ständige Fort- und Weiterbildung, durch permanentes und umfassendes „Coaching“. Dabei geht es nicht nur um den Kopf, nicht nur um das Hirn, sondern auch um das Herz. Es geht um den Menschen in all seinen Dimensionen.

Anmerkungen:

- ¹ Camus, Albert: Der Ungläubige und die Christen, in: Ders., Fragen der Zeit. Hamburg 1960, 72–78, 75.
- ² Tanquerey, Ad.: Grundriss der aszetischen und mystischen Theologie. Paris, Tournai, Rom 1931, Nr. 252.
- ³ Zum Verhältnis Katholische Kirche und Nationalsozialismus vgl. sehr konkret exemplifiziert Balbach, Anna-Maria: Die Barmherzigen Schwestern zu Münster zur Zeit des Nationalsozialismus. Münster 2007, 36–47 (= Junges Forum Geschichte Bd. 1).
- ⁴ Gerwing, Manfred: Geheimnis des Glaubens. Zur allgemeinen Sakramententheologie. In: Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen, Hildesheim, Köln, Osnabrück 1/2007, 3–8; ders.: Dokumentation: Lebensbegleitend: Die sieben Sakramente. Dokumentation der Pädagogischen Woche 2006. Hrsg. Von der Hauptabteilung Schule/Hochschule des Erzbischöflichen Generalvikariats Köln. Köln 2007.

- ⁵ Vgl. dazu Konzil von Florenz: Dekret für die Armenier. DH 1310; Konzil von Trient: Dekret über die Sakramente. DH 1608; Gerwing, Manfred: Opus operatum. Opus operantis. In: LexMA VI, 1999 (Sonderausgabe), 1423 (mit Lit.).
- ⁶ Dazu auch XII. Ordentliche Generalversammlung der Bischofssynode in Rom zum Thema: „Das Wort Gottes im Leben und in der Sendung der Kirche“ vom 5. bis 23. Oktober 2008.
- ⁷ Vgl. dazu auch Cantalamessa, Raniero: Als neue Menschen leben. Die geistliche Botschaft des Römerbriefes. Freiburg/Basel/Wien 2003, 191–195.
- ⁸ „Als die Apostel in Jerusalem hörten, dass Samaritanen das Wort Gottes angenommen hatte, schickten sie Petrus und Johannes dorthin. Diese zogen hinab und beteten für sie, sie möchten den Heiligen Geist empfangen. Denn er war noch auf keinen von ihnen herabgekommen; sie waren nur auf den Namen Jesu, des Herrn, getauft. Dann legten sie ihnen die Hände auf, und sie empfingen den Heiligen Geist“ (Apg 8,14–17).
- ⁹ Vat. II: Lumen gentium. Dogmatische Konstitution über die Kirche. In: AAS 57 (1965) 5–75, hier Nr. 11: „Durch das Sakrament der Firmung werden [die Getauften] vollkommener der Kirche verbunden und mit der besonderen Kraft des Heiligen Geistes ausgestattet; so sind sie noch strenger verpflichtet, den Glauben als wahre Zeugen Christi in Wort und Tat zugleich zu verbreiten und zu verteidigen.“
- ¹⁰ Bärsch, Jürgen: Der Bischof und die Firmliturgie. In: Manifestatio Ecclesiae. Hrsg. von Winfried Haunerland, Otto Mittermeier, Monika Selle, Wolfgang Steck. Regensburg 2004, 491–520.
- ¹¹ Ebenda 520.
- ¹² Gesamtausgabe I, S. 255 f.
- ¹³ Bärsch 2004, 516.
- ¹⁴ Konzil von Florenz: Exultate Deo. Dekret für die Armenier (1439). DH 1322. Dazu auch Gerwing, Manfred: 15 Thesen zur Eucharistie. <http://www.ku-eichstaett.de/Fakultaeten/THF/dogmatik/mitarbeiter.de>.
- ¹⁵ Bärsch 2004, 516.
- ¹⁶ Ebenda.
- ¹⁷ Die deutschen Bischöfe. Pastorkommission: Sakramentenpastoral im Wandel. Überlegungen zur gegenwärtigen Praxis der Feier der Sakramente – am Beispiel von Taufe, Erstkommunion und Firmung. Bonn 1993, 50.
- ¹⁸ Bärsch 2004, 520.
- ¹⁹ Ratzinger, Joseph: Einführung in das Christentum. Vorlesungen über das Apostolische Glaubensbekenntnis. München 1968, 59. Dazu auch ders.: Dogma und Verkündigung. München 1973, 23 f.

Kirchen- management - ein neues Postulat?

Management – Wie und wofür?

Vor gut zehn Jahren erschien ein Sammelband mit dem Titel „Theorie Kirchenmanagement“.¹ Der Sammelband, zu dem Theologen, Sozialwissenschaftler, Marketingexperten und Ökonomen beitrugen, widmete sich explizit möglichen Marketingstrategien in der pluralen Öffentlichkeit. Erkenntnisleitend war die Frage: „Wie kann Kirche als teilhabefähiger, immaterieller Sinnbereich heute plausibel gemacht und sinnvoll kommuniziert werden; welche Strukturen sind für diese Leistung notwendig und aus welchen Ressourcen kann Kirche bei dieser Aufgabe schöpfen?“² Die Überlegungen, die in den verschiedenen Beiträgen – zurückgehend auf eine Tagung der Thomas-Morus-Akademie Bensberg – angestellt wurden, korrespondierten mit der pastoralpraktischen Diskussion am Ende der neunziger Jahren, inwieweit sich die Kirche einer Art Marktsituation unter Sinnanbietern zu stellen habe. Der spontane Impuls führte zur Forderung nach verstärktem Marketing mit dem Ziel, die „Marke“ Kirche bekannter zu machen, um sie – im Wettbewerb mit anderen Sinnstiftern – in Position zu bringen. So definierte auch im Sammelband „Kirchenmanagement“ ein Unternehmensberater Kirchenmarketing als „Optimierung der Organisation“³ und darüber hinaus als Weg der inneren Reflexion über die „Position und Rolle der Kirchen in modernen Kommunikations- und Marktgesellschaften“⁴. Mit dieser Definition sind zwei Ebenen angeschnitten, auf denen heute

weiter diskutiert wird, nämlich die Aufstellung der Organisation Kirche in einem komplexen gesellschaftlichen Gefüge (ihre Rolle), wie auch ihre Interdependenz mit anderen Institutionen besonders in der Beschäftigung mit religiösen und kulturellen Fragestellungen (ihre Position).

Was 1998 noch „Theorie“ war, hat sich mittlerweile zu einer handfesten Realität gewandelt. Die Krise der Institutionen ist mittlerweile nicht nur in der Substanz spürbar, sondern auch materiell. Der Rückgang der Kirchensteuereinnahmen, bedingt durch Demographie und Konjunktur, ist ebenso eine Herausforderung, wie die personalen Einbrüche bei den Studienanfängern sowohl in Theologie als auch Religionspädagogik. Man reagiert mit einer neuen Wertschätzung freiwilligen Engagements, mit einer Vergrößerung der pastoralen Räume, aber auch mit Benchmarking, Controlling, Leitungsschulung, Public Relation, kurz, mit Managementinstrumenten. Das Kirchenmanagement ist von der Theorie kommend in der Praxis angekommen. Die Diskussion darüber wird allerdings scharf geführt. Unterwerfen sich die Kirche und ihre Verantwortlichen nicht dem ökonomischen Diktat? Wird nicht der Profit heilig gesprochen und der Neoliberalismus zum Leitbild?⁵ Ist nicht der vermeintliche Fortschritt ein Rückschritt ins 19. Jahrhundert mit seinem kruden Manchesterkapitalismus, wie ihn die französische Schriftstellerin Viviane Forrester einer zukünftigen Gesellschaft retrospektiv prophezeit, weil die Arbeitskräfte allein der Rendite angepasst werden und nicht die Arbeit den Menschen?⁶

Die Kirche, so mag man meinen, muss sich diesem Trend widersetzen, eben weil sie seit jeher anders ist und ihr Prinzip Gratuität und nicht Gewinnmaximierung ist. „Nicht die Kirche“, so der Theologe Jürgen Werner, „hätte von der Wirtschaft zu lernen nach irgendeinem Best-Practice-Modell, sondern die Ökonomie von der Kirche. Wer hier Anpassung fordert, und sei es auch nur eine Adaption der Struktu-

ren an moderne Management-Instrumente, der erkennt, dass diese einer Ideologie gehorchen, zu der schon die Existenz der Kirchen einen Widerspruch darstellt.“⁴⁷ Nun, die Gefahr ist real und nicht von der Hand zu weisen, prägt doch das Denken das Bewusstsein. Allein die Probleme bestehen weiter und mit ihnen die Beschäftigung mit der Frage, ob sie nicht durch spezifische Formen kirchlichen Managements angegangen werden können? Mittlerweile gibt es eine Vielzahl von Veröffentlichungen zum Thema, in den folgenden Ausführungen wird ein Parforceritt versucht, in dessen Zusammenhang die Frage nach der Brauchbarkeit, sowie den Chancen und Gefahren der Übernahme betriebswirtschaftlichen Vorgehens ansatzweise zu lösen versucht wird. Kirche eignet, mit volkswirtschaftlichem Terminus gesprochen, ein meritorischer Charakter. Das zeichnet ihr Angebot aus, wird aber in Zeiten begrenzter Ressourcen zum Problem, denn dieser Charakter „blockiert auch das Interesse an systematischem Wissen über die ‚richtige Menge‘ an kirchlichem Output. Denn natürlich kann es, allgemein gesprochen, nicht zu viel Seelsorge geben, nicht zu viel Pflege, nicht zu viel Gottesdienst, nicht zu viel Spiritualität, nicht zu viel Gebet und nicht zu viel Nächstenliebe“⁴⁸. Aber die Zeiten des „Immer-mehr“ sind vorbei, angesagt sind nun das Setzen von Schwer- und Leichtpunkten.

Die katholische Kirche in Deutschland befindet sich mitten im Marktprozess. Ausgelöst durch mehrere Fast-Insolvenzen in einigen deutschen Bistümern wird verstärkt der Einsatz finanzieller Mittel kontrolliert, trennt man sich von Immobilien und auch – was vor Jahren undenkbar gewesen wäre – betriebsbedingt von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Die deutschen Diözesen betreiben überregional einen Benchmarkingprozess, in dem finanzielle Risiken und Schwerpunktsetzungen sowie die Kostenstrukturen miteinander verglichen werden. Das Verfahren ist sicher

aus der Not geboren, muss deswegen aber im Vorwege nicht schlecht sein, sorgt es doch für eine Art Transparenz, zeigt, dass die katholische Kirche in Deutschland gemeinsam in einem Boot sitzt und dass es eines sorgfältigen Umganges mit den knappen pecuniären Ressourcen bedarf. Das Benchmarking als Instrument hat sich mittlerweile durchgesetzt. Noch 1998 konnte Wolfgang Nethöfel ein solches fordern: „Es gibt keine theologische Rechtfertigung dafür, in der Kirche dasselbe schlechter zu machen als ‚die Welt‘. Es muss uns beschämen, wenn ‚draußen‘ letztlich Belangloses besser verwaltet, Sinnloses besser kommuniziert, Schlechtes effizienter produziert und besser verkauft wird, wenn Vorgesetzte und Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter dort menschlicher miteinander umgehen und wenn Gemeindemitglieder ‚auf dem Markt‘ besser gehört werden als in ihrer Kirche, wenn sie ihre Bedürfnisse äußern.“⁴⁹ Kirchenmanagement an sich ist im Jahr 2008 also Realität, diskutiert werden muss allerdings das Wie? und das Wofür?

Kirchenmanagement und Auxiliarität

Der Schweizer Theologe Pius Bischofberger beschrieb 2005 Notwendigkeiten und Grenzen eines kirchlichen Managements.¹⁰ Er beruft sich auf eine Managementlehre, die ihren Ursprung an der Universität St. Gallen hat und einen integrierenden und ganzheitlichen Ansatz verfolgt.¹¹ Trotz vorhandener Grenzen bei der Übernahme ökonomischer Erkenntnisse sieht er die Chancen des Kirchenmanagements, nämlich die Befruchtung der Arbeit in der Pastoral durch die Betriebswirtschaftslehre und darin letztlich die gute Förderung pastoraler Arbeit. Als biblisches Korrelativ dient ihm das Beispiel vom Samariter und dem Wirt. Denn der Samariter, der den unter die Räuber Gefallenen aufließt, gibt ihn weiter in die Obhut eines professionellen Gastbetriebes, bedient sich also der Kompetenz einer Ökonomie um

sein, Ziel, das Wohl des Geschlagenen, gut zu erreichen. Er bezahlt gar für den Dienst des Wirtes. Bischofberger resümiert: „Gefordert ist das ungeteilte Engagement zweier verlässlicher Partner. Das Risiko des Alleingangs wäre wohl zum Scheitern verurteilt, der gemeinsame Einsatz hingegen birgt die Chance des Gelingens in sich.“¹²

Der Bericht vom Samariter macht deutlich, welche Funktion einem kirchlichen Management innerhalb des kirchlichen Tuns zukommt. Der Samariter sieht sich herausgefordert, den Geschlagenen aufzurichten; für ihn ist dieser Akt der akuten Nächstenliebe originärer Auftrag. Damit allein ist die Sicherheit des Opfers a la longue noch nicht gewährleistet, die Wunden müssen weiter gepflegt werden, Physis und Psyche wieder in Balance gebracht werden. Dieses Ziel hat der Samariter durchaus im Blick, er nutzt dafür vorhandene Strukturen effizient und effektiv. Effektiv deshalb, weil als Zielperspektive die Gesundung des Bedürftigen ist, sein akuter Bedarf ist Rettung aus prekärer Situation. Auch diesen „Effekt“ hat der Samariter im Blick. Effizient ist die Hilfe des Samariters, weil er die richtigen Strukturen nutzt. Vielleicht ist er Kaufmann, hat Wege zu erledigen, würde, wenn er sich des Opfers längerfristig annehmen würde, in diesen Geschäften behindert und darüber vielleicht seine Fürsorgepflicht vernachlässigen. Der Gastwirt hingegen verfügt über Schlafplätze und Verpflegungsmöglichkeiten. Darüber hinaus eröffnet ihm die geographische Stabilität, sich über einen längeren Zeitraum der Pflege zu widmen. Das Miteinander der verschiedenen Instrumente und Charismen ermöglicht die Nächstenliebe, das Gasthaus, mitsamt Wirt, Betten und Vorratskammer stellt eine Form der Dienstleistung als Dienst am Nächsten dar.

Wir erreichen hier den Kernpunkt kirchlichen Managements. Kirchenmanagement hat eine „auxiliare Funktion“¹³, es geht um „Modalitäten“ (Leo Karrer) bzw. Instrumente der Pastoral beziehungsweise für die

Pastoral. Das Rad wird nicht neu erfunden. So lange es die Kirche gibt, hat es Organisation gegeben, schon die Apostel kannten die Geldverwaltung und Strukturen. „Die Kirche selber entspricht in ihrem hierarchischen [...] System durchaus der Rationalität von Management. Sie kennt auf weltlicher Ebene Leitung, wodurch die Kirche durch Vorgaben und Regelwerke normativ gelenkt wird. Im Zwischenbereich der diözesanen Strukturen finden wir Management-Elemente, wodurch Prozesse gestaltet sowie Strategien, Personal und Budget organisiert werden. Die Führung beeinflusst auf der operativen Ebene des überschaubaren Bereichs die alltäglichen Aufgaben.“¹⁴ Nun mag man einwenden, dass der Sinn der Seelsorge immer nach Außen – auf den Anderen hin – ausgerichtet ist, das Management aber der Optimierung des Systems bzw. Organisation als solcher dient. Insofern würde jegliches Kirchenmanagement letztlich der Selbstreferentialität des Systems dienen. Dem ist entgegen zu halten, dass Auxiliarität einer Methode nicht durch den Vorwurf des Systemerhalts ins Zwielficht gestellt werden darf. Es geht bei aller Prozessteuerung um die Kirche, aber um die Gestaltung des Spannungsfeldes zwischen ihrem Auftrag und den an sie herangetragenen Bedürfnissen.¹⁵ Denn das alleinige Ziel kirchlicher Organisation „bleibt immer die Sendung in die Welt, dem die Ausrichtung an den Bedürfnissen zu dienen hat, indem sie der Kirche hilft, Menschen anzusprechen und für andere da zu sein. Dabei kann nicht die Erhaltung des Systems Kirche in der gegenwärtigen Form das Ziel sein. Kirche ist um ihres Auftrages willen da, den ihr Gott zugedacht hat. Sie erhält, auch wenn ihre konkrete Gestalt sich im Laufe der Zeit stark gewandelt hat und noch stark wandeln wird, aus diesem Ruf und aus dieser Sendung ihre dauernde Existenzberechtigung.“¹⁶

Was ist Management? Management ist die Leitung (und im Idealfall auch die Führung) eines Unternehmens oder eines defi-

nierten Bereiches im Unternehmen. Wer das Management betreibt, hat verschiedene Faktoren im Blick, die zum Gedeihen des Unternehmens bzw. der Organisation beitragen. Management umfasst die Planung, die Durchführung bzw. die korrekte Delegation zur Durchführung und das Controlling¹⁷ des Geplanten. Die Planung und die Zurverfügungstellung von Ressourcen obliegen der Verwaltung. Was sind die Kriterien des Managements? In der Wirtschaft sicherlich der Gewinn, die Wertsteigerung eines Unternehmens, letztlich für die Anteilseigner (shareholder-value). Das einzige Kriterium des Kirchenmanagements kann allein der Mensch, der konkrete Andere sein.¹⁸ „Der Kirchenbetrieb hat auf die Pastoral bezogen zu sein, hat eine Dienstfunktion auf die Pastoral hin, wie auch die Pastoral die Vorgaben der Kirchenverwaltung, die die Rahmenbedingungen für pastorales Arbeiten bereit hält (Personal, Finanzen, Gebäude), wertschätzend zu beachten hat.“¹⁹ Es kann der Vorwurf erhoben werden, wer sich um Effizienz und Effektivität kirchlicher Strukturen beschäftige, habe allein die Wohlfahrt der Organisation im Blick, nicht aber die Hinwendung zum Anderen. Doch das Bestehen der kirchlichen Organisation hat ja per Definitionem nur dann Sinn, wenn sich kein Selbstzweck ergibt, sondern eine Sendungsaufgabe, ein(e) Dienst(leistung) - nach dem Wort Dietrich Bonhoeffers, Kirche sei nur dort Kirche, wo sie für Andere da sei. Die Förderung der Organisation gilt also mittelbar ihrem Zweck an den Menschen und an der Welt.

Sorgfalt in der Prozesssteuerung

Der Ökonom Bernd Halfar und die evangelische Theologin Andrea Borger diagnostizieren mangelnde Kompetenz beim Umgang mit schwindenden Ressourcen in beiden großen Kirchen. „Aus organisationssoziologischem Blickwinkel gehören zu den derzeitigen Schwachstellen der großen christlichen Kirchen vor allem ihre Unüber-

sichtlichkeit, fehlender Durchblick beim Ressourceneinsatz, eine defensiv-diffuse Führungskultur und ein besonderes Muster von widerständiger Kommunikationsstrategie in Veränderungsprozessen der Organisation bis hin zur Veränderungsresistenz. Für ein Organisationsproblem fehlen der Kirche die methodische Apparatur und das kulturelle Rezept fast völlig: für die Wirksamkeit und Verbindlichkeit ihrer Leitung und Steuerung.“²⁰ Woraus zu schließen ist, dass es in kirchlichen Verfahrensabläufen einer erhöhten Sorgfalt bedarf, mit der Managementtheorie gesprochen: Es braucht eine vernünftige Prozesssteuerung. Sorgfalt ist ein zentrales Stichwort, auf den Punkt gebracht: „Fehlende Gewinnabsicht [die in der Kirche zweifelsohne vorhanden ist und auch durch die Diskussion um ein Kirchenmanagement nicht in Frage gestellt wird!] legitimiert weder obrigkeitliches Gehabe noch schlampigen Service, weder Muffeligkeit noch Ineffizienz.“²¹

Die Prozesssteuerung (bzw. in anderer Terminologie Prozessmanagement) in kirchlicher Perspektive geht aus „von einer Analyse und grundlegenden Neuordnung der kirchlichen Organisation und ihrer Tätigkeiten [...] sowie der kontinuierlichen Weiterentwicklung und Verbesserung derselben [...], in Gestalt von prozessorientierter Teamarbeit und unter sinnvollem Einsatz von Informations- und Kommunikationstechnik“²² und überhaupt unter Anwendung konsequenter und transparenter Kommunikation und Information.

Der Münchner Hochschulpfarrer Richard Götz hat jüngst ein mögliches System der Prozesssteuerung in der Seelsorge präsentiert. Götz baut seinen Vorschlag eines seelsorglichen Prozessmanagements auf einem Modell von Ralf Helbig, einem Fachmann für prozessorientierte Unternehmensführung auf. Es umfasst verschiedene Phasen von der Prozessdefinition bis zum Controlling. Götz sieht darin eine unterstützende Funktion, die „ermöglicht, die ressourcenintensive, aber nicht ohne weiteres auf-

gebbare Präsenz von Kirche und Seelsorge dort, wo die Menschen leben [...] in einem hohen Maße weiterzuführen. Auf der anderen Seite spart die Kirche durch eine effektive und effiziente Durchführung pastoraler ‚Standardaufgaben‘ finanzielle und personelle Ressourcen ein, die sie anderweitig nutzen kann. So ist es möglich, für neue seelsorgliche Tätigkeiten, die auf Bedürfnisse von Menschen heute reagieren, finanzielle Mittel und Personal bereitzustellen⁴²³. Die Prozesssteuerung ermöglicht, einzelne Phasen der Planung in der Pastoral zu gliedern und Meilensteine zur Überprüfung zu setzen, ob man sich noch auf dem zuvor definierten Weg befindet und gegebenenfalls nachjustieren. Sie bietet sinnvolle Reflexionsmethoden, die verhindern helfen, dass zuviel Arbeitsenergie im Sande verläuft. Und sie bietet eine klare Transparenz beim Einsatz von Mittel, personeller wie finanzieller Art.

Wer derart sorgfältig arbeitet, entlastet sich selber und kann das eigene Tun jederzeit verantworten. Die Machbarkeit ist damit nicht erreicht, Gnade nicht ausgeschlossen. „Alles kirchliche Handeln dient dazu, dass sich zeigen kann, was sich im Horizont des Glaubens vom Leben her zeigen will. Was sich zeigen will, haben wir nicht in der Hand, wohl aber haben wir Anteil daran, dass sich zeigen kann, was sich vom Leben her zeigen will.“⁴²⁴ Mit einem einfachen Beispiel illustriert: Die Ware eines Bäckers kann noch so gut sein, mit hervorragender Qualität, einzigartig, er wird sie schwerlich gut verkaufen können, wenn die Fenster seines Ladens blind geworden sind und die Produkte kaum klar präsentiert werden können. Nun kann man einwenden, die Kirche verkaufe nichts, was im Prinzip stimmt, aber sie bietet an, bzw. sie schlägt ihre Botschaft vor²⁵ und die Selbstverständlichkeit der Präsenz des Evangeliums in der Gesellschaft kann nicht mehr vorausgesetzt werden. Also braucht es Wege und Möglichkeiten, der Botschaft Raum zu verschaffen, sie bekannt zu machen und die Vermittlung zu pflegen – ein sorgfältiges Prozessmanagement eben.

Leitung und/oder Führung als zentrale Funktionen des Managementhandelns

Wer Prozesse managt, muss führen. Wer organisiert, entscheidet – und will die Organisation bestehen bleiben, braucht sie Entscheidungen. Im kirchlichen Rahmen ist der Begriff Leitung gebräuchlicher (man spricht zum Beispiel von der „Bistumsleitung“, nicht von der „Bistumsführung“). Karl Berkel differenziert demzufolge zwischen Führung und Leitung, indem er Führung als Oberbegriff sieht für die Leitung als einer Prozesssteuerung im System, als Management, das ausschließlich personalbezogen verstanden wird. Unter Führen versteht er die Einflussnahme auf das Personal.²⁶ „Da der Begriff Management vom kirchlichen Sprachverständnis nicht rezipiert wird, scheint es sinnvoll, dessen Funktionen dem Leiten zuzuordnen, somit Leiten und Führen als die zwei Formen des Systems ‚Führung‘ zu unterscheiden.“²⁷ Leitung sei dabei ein indirekter Vorgang der Einflussnahme durch Regelungen und symbolischem Handeln und somit als „Führen auf Distanz“ zu verstehen.²⁸ Das Leiten verlagere „Führung vom operativen zum strategischen Denken und Handeln“²⁹ und sei auf die institutionellen Strukturen ausgerichtet. In einer Replik auf Karl Berkel bezeichnet Ulrich Hemel die Unterscheidung von Leitung und Führung als „künstlich“⁴³⁰ insbesondere deswegen, weil Hemel auch das Leiten auf höherer Ebene – so von Berkel intendiert – als Führen verstanden wissen will. Der Intention von Führung widmet Ulrich Hemel einen umfassenden Artikel³¹, auf den weiter unten noch Rekurs gekommen wird.

Im hier diskutierten Gegenstand des Kirchenmanagements möchte ich eine Differenzierung zwischen Führung und Leitung aufrechterhalten, teilweise mit Bezug auf das Verständnis von Führung, wie es von Ulrich Hemel dargelegt wird. Allerdings möchte ich dem Begriff Leitung eine eigene Diktion geben, ich folge also

im Prinzip der Unterscheidung von Berkel, beschreibe aber eine eigene Substanz.

Für Hemel ist Führung „Interaktion über Wege und Ziele“³². Dabei sind die Ziele eines Systems im Auge zu behalten und in einem sicher individuellen Führungsstil umzusetzen. Führung bedeutet nicht in erster Linie, Entscheidungen top down zu setzen, um dann eine reibungslose Durchführung zu erwarten. Sie erfordert die Vergewisserung über die Ziele und die Strategie und darin eine Beständigkeit, sie erfordert Kommunikation und Entscheidungskompetenz, Konfliktbewältigungsstrategien und – Glück. Führung sei Dienstleistung und Charisma.³³ Ich möchte in Anlehnung an die Definitionen von Hemel Führung verstehen als die Gabe und das Vermögen, Systeme gemeinsam mit den Menschen in diesen Systemen kommunikativ zu gestalten, sich der Verantwortung gegenüber Auftraggebern und/oder Rezipienten bewusst zu sein und einen integralen, sowohl das System wie die Umwelt in den Blick nehmenden Ansatz ebenso zu verfolgen wie Ziele zu erarbeiten und Prozesse zur Erreichung dieser Ziele zu steuern. Führung ist für mich demnach Gestaltungskompetenz in und gegenüber Systemen sowie gegenüber anderen Beteiligten. Das ist, wenn man so will, ein eher innerlicher Prozess, der unabhängig von äußeren Faktoren gestaltet werden kann. Idealerweise kommen Menschen, die Führungskompetenz besitzen, früher oder später in Leitungspositionen. Hier setzt nun die Unterscheidung von Führung und Leitung an. Leitung ist für mich die Rolle, die in einem System definiert ist – unabhängig von der Person, die sie bekleidet – als diejenige, in der und aus der heraus Führung stattfinden soll. Leitung ohne Führung(skompetenz) ist denkbar, aber ungenügend. Führung ohne Leitung(sfunktion) ist möglich, aber nicht hinreichend. Im Idealfall besetzen Leitungsfunktionen Menschen, die führungskompetent sind.

Wer im Rahmen von Prozesssteuerung über Führung und Leitung spricht, muss

sich genau diese Fragen beantworten: Wer hat die Führungskompetenz? Welche Leitungsfunktionen gibt es? Sind diejenigen, die mit Leitung beauftragt sind, auch kompetent in der Führung? Und wenn nicht, welche Schritte müssen gegangen werden, um Führungskompetenz auszubilden? Hier sind in letzter Zeit verstärkt Schritte unternommen worden in dem Wissen, dass zwar in der Kirche geleitet werden muss, oft aber die Führungskompetenz fehlt. Das führt u.U. zu einem eklatanten Vakuum. Es ist doch offenkundig so, dass beispielsweise „Pfarrer auf der einen Seite bis heute ihre theologische Identität aus einer althergebrachten Amtstheologie beziehen müssen, von ihren Gemeindegliedern aber auf der anderen Seite an den Erfordernissen einer Dienstleistungsgesellschaft gemessen und nur bei entsprechender Bewährung zur Autorität werden“³⁴. Diesen Graben überwindet man entweder nur mit kognitiver Dissonanz oder durch Förderung der Kompetenz. Es ist eben nicht so, dass in der Kirche aufgrund der Theologie von der Geschwisterlichkeit (Mt 23,9) aller Menschen Leitung abgelehnt wird. Ganz im Gegenteil. Gute Leitung wird wohlwollend und dankbar angenommen. So wird verstärkt zu fragen sein, ob genügend Führung in der Kirche erfolgt (Leitung gibt es reichlich) und wie Fortbildung gezielt eingesetzt werden muss, um Führungskompetenzen zu schulen,³⁵ – zum Wohle der Leitungskraft wie zum Wohle des Systems.

Management zum Wohl des Anderen. Gegen dem kirchlichen Selbstbezug

Der reformierte schweizerische Theologe Cla Reto Famos ist durchaus der Meinung, ökonomische Instrumente auf den Bereich der kirchlichen Verwaltung zu übertragen, also ein Kirchenmanagement durchzuführen, allerdings immer mithilfe einer „theologischen Durchdringung der ökonomischen Reflexionsperspektive“³⁶ [...] „Diese notwendige Adaptionleistung ruft nach

einer eigentlichen Relecture der ökonomischen Modelle, um eine Integration in das Feld der Theologie sicherzustellen. Darin liegt die Aufgabe einer kirchlichen Managementlehre.⁴³⁷ Wer sich mit kirchlichem Management beschäftigt, muss folglich die Anwendbarkeit immer theologisch verantworten können, ohne gleichzeitig betriebswirtschaftliche Anwendungen per se auszuschließen. Wie ein Stachel – und in dem Zusammenhang vielleicht auch zur Weiterentwicklung und zur Verantwortbarkeit notwendig – bleibt die Frage, ob eine marktorientierte Kirche eine götzdienenische ist, wie der Soziologe und Theologe Reimer Gronemeyer behauptet.³⁸ Wer so fragt, muss allerdings Antworten liefern, mit welchen Ressourcen heute gearbeitet werden kann, bzw. wie die Rahmenbedingungen, in denen Seelsorge heute stattfindet, gesichert werden können. Zu Protagonisten der Seelsorge angesichts der Globalisierung, der Entinstitutionalisierung und der Pluralisierung sollten Samariter und Wirt werden, denn „[g]emeinsam ist beiden Akteuren, dass sie auf einen in Not geratenen Menschen zugehen und Hand anlegen. Das Wohl des Opfers im Auge, handeln sie ziel- und wirkungsorientiert“³⁹ – und, ja, erfolgsorientiert.

Die Antwort auf die Frage nach dem Wie des Kirchenmanagements kann nicht umfassend und pauschal beantwortet werden, sie ist abhängig vom Kontext und dem jeweiligen Ziel des Managements. Die Frage nach dem Wofür kann allerdings aufgrund des Lektürequerschnittes eindeutig beantwortet werden. Kirchenmanagement hat letztlich nur die eine Aufgabe, der sich jegliches pastorales Tun der Kirche verpflichtet fühlt: Es dient dem Wohl des Anderen.

Anmerkungen:

- ¹ Martin Thomé (Hg.): Theorie Kirchenmanagement. Potentiale des Wandels. Bonn 1998.
- ² Vorwort, in: Ebd. 5–7, 7.

- ³ Pantaleon Fassbender: Kirche(n) zwischen Wirtschaft und Non-Profit-Organisationen. Eine schwierige Standortbestimmung, in: Thomé: Theorie Kirchenmanagement, 156–166, 163.
- ⁴ Ebd. 165.
- ⁵ Vgl. Werner Krämer/ Karl Gabriel/Norbert Zöllner (Hg.): Neoliberalismus als Leitbild für kirchliche Innovationsprozesse? Arbeitgeberin Kirche unter Marktdruck. Münster-Hamburg-London 2000.
- ⁶ Vgl. Viviane Forrester: Die Diktatur des Profits. München-Wien 2001, 150.
- ⁷ Jürgen Werner: Tröstliche Umwege. Wie die Kirche ihren eigenen Geist verrät, in: SZ vom 14. Mai 2002.
- ⁸ Bernd Halfar/Andrea Borger: Kirchenmanagement. Baden-Baden 2007, 34.
- ⁹ Wolfgang Nethöfel: Unternehmen Kirche? Bedeutung und Perspektiven einer Begriffsbestimmung, in: Thomé: Theorie Kirchenmanagement. 58–66, 61.
- ¹⁰ Pius Bischofberger: Kirchliches Management. Grundlagen und Grenzen. Münster 2005.
- ¹¹ Eine knappe Einführung findet sich unter: <http://www.ifb.unisg.ch/org/Ifb/ifbweb.nsf/wwwPubInhalteDruckGer/2B1E1A1BE163DC5BC1256A5B00512DD8>
- ¹² Bischofberger: 97.
- ¹³ Manfred Belok/ Pius Bischofberger: Zur ökonomischen und theologischen Perspektive des Kirche-Seins heute, in: Dies. (Hg.): Kirche als pastorales Unternehmen. Anstöße für die kirchliche Praxis. Zürich 2008, 12–30, 26.
- ¹⁴ Leo Karrer: Spiritualität – Management. Plädoyer für eine theologische Management-Theorie, in: Ebd., 53–71, 63.
- ¹⁵ Vgl. Cla Reto Famos: Kirche zwischen Auftrag und Bedürfnis. Ein Beitrag zur ökonomischen Reflexionsperspektive in der Praktischen Theologie. Münster 2005.
- ¹⁶ Famos: 236f.
- ¹⁷ Ein Wort, das mitsamt dem Besagten gerne abgelehnt wird. Dass der Inhalt jedoch so neu nicht ist, und sicher auch schon länger in der Pastoral praktiziert wurde, zeigt ein Zitat von 1976: „Ein Pastoralplan ist wie ein guter Vorsatz, der möglichst bald vergessen wird. So passiert es mit vielen Plänen, wenn sie nicht bindend fixiert werden. Das Ziel verblasst und wird bald verdrängt. Gegen solche Schwierigkeiten hilft nur die regelmäßige Erfolgskontrolle durch Zwischenbilanz im Pfarrgemeinderat oder in den Ausschüssen.“ Walter Friedberger: Pastorale Planung. Handreichung zur Planung der Seelsorge in der Pfarrei. Würzburg 1976, 69.
- ¹⁸ Vgl. Karrer: 67.
- ¹⁹ Belok/ Bischofberger: Zur ökonomischen und theologischen Perspektive des Kirche-Seins heute. 24.

- ²⁰ Halfar/Borger: 31.
- ²¹ Nethöfel: Unternehmen Kirche? 61.
- ²² Richard Götz: Prozessmanagement für seelsorgliche Aufgaben. Am Beispiel der katholischen Kirche in Deutschland. Berlin 2007, 39.
- ²³ Ebd.: 100.
- ²⁴ Karrer: 65.
- ²⁵ Vgl. Hadwig Müller/Norbert Schwab/Werner Tzschetzsch (Hg.): Sprechende Hoffnung – werdende Kirche. Ostfildern 2001.
- ²⁶ Götz: 75.
- ²⁷ Karl Berkel: Führen und Leiten in der Kirche, in: LS 59(2008), 75–79, 76.
- ²⁸ Vgl. ebd. 77.
- ²⁹ Ebd.
- ³⁰ Führung auf Distanz? Die Replik von Ulrich Hemel auf den Beitrag von Karl Berkel, in: LS 59(2008), 80–81.
- ³¹ Ulrich Hemel: Führen als professionelle Dienstleistung. Perspektive und Erfahrungen aus der Wirtschaft, in: LS 59 (2008), 66–74.
- ³² Ebd. 68.
- ³³ Vgl. ebd. 70–73.
- ³⁴ Stefan Orth: Profis für die Kirche, in: Herder Korrespondenz 58 (2004), 163–165, 165.
- ³⁵ Vgl. Valentin Dessoay: Zukunft und Veränderung gestalten. Führungsverantwortung und Führungsrolle der Priester, in: Diakonia 36 (2005) 366–370.
- ³⁶ Famos: 274.
- ³⁷ Ebd. 275.
- ³⁸ Vgl. Reimer Gronemeyer/Matthias Rompel: Erfolg ist keiner der Namen Gottes. Zur gesellschaftlichen Funktion von Kirche, in: Thomé, Theorie Kirchenmanagement, 101–106, 106.
- ³⁹ Bischofberger: 97.

Christoph Stender

Die „Salzburger Hochschulwochen“

Wissen vernetzen – Bildung ist Orientierung

„Ich möchte verstehen, nicht hilflos kapitulieren vor den komplexen Realitäten unserer Welt“, wünschte sich eine katholische Studentin der Biologie im Gespräche mit Kommilitoninnen und Kommilitonen auf der Hinfahrt nach Salzburg zu den „Hochschulwochen“. „Wenn da dann noch mehr abgeht, super, ich komme!“

Ein exemplarischer Beitrag

Einige Jahre darf ich einen kleinen Teil mit dazu beitragen, dass eine fast schon historische Institution auch in die Gegenwart hinein einen exemplarischen Beitrag dazu leistet, Bildung komplexer zu verstehen und zu vermitteln als nur im Sinne eines sammelnden Erlernens von Tatsächlichem.

Bildung, die in – Stichworten – auch Sammlung ist, die darüber hinaus nicht kontextlos als nachhaltig vermittelbar ist, die an den jeweiligen Biographien der Menschen ausgerichtet sein sollte, die eine Orientierungsgröße in der Gesellschaft darstellt, die der Zukunft der Menschen dient und die in ihren Dosen und Darreichungsformen immer neu hinterfragt werden sollte, ist die Basis, auf der die **Salzburger Hochschulwochen** (SHW) seit ihrer ersten Durchführung im Jahre 1931 aufrucht, bis heute, nicht aber sich ausruht.

Bildung – locker ein Gesprächsthema für jeden!

Das Thema Bildung liegt nicht selten nur all zu leicht auf der Zunge. Denn über sie zu diskutieren ist, ob in den Medien, den Fachzirkeln oder auf der Parkbank am Sandkasten meist recht entspannend.

Sind es nun Regierungspolitiker die diskutieren oder wird von der Oppositionsbank aus mitgeredet, sind da Lehrstuhlinhaber in Sachen Bildung beteiligt oder Lehrerinnen, Bildungsmanager sowie Elternteile Betroffener – hat nicht am Ende einer jeden Debatte doch jeder immer irgendwie mit seiner Position Recht, zumindest ein wenig?

Lehrt die Erfahrung nicht auch, dass diese wie jene Positionen vergangener Bildungskonzepte immer irgendwie auch „etwas hatte oder sogar noch haben“? Bildungserfolge sind im Reagenzglas halt nicht messbar.

Darüber hinaus: Trägt nicht auch jene Erfahrung zu dieser Relativierung der Wahrnehmung faktischer Bildung bei, dass die bei uns gerade einmal eingetroffenen pädagogischen Trends oft in ihren Herkunftsländern schon längst wieder aus der Mode gekommen sind, oder gute Bildungserfahrungen aus anderen Regionen bei uns erst gar nicht landen können?

Bildung – der immerwährende modische Trend?

Ein weitgehender Kompromiss, der Bildung beschreibt, könnte so lauten: Alle Kommunikation hat mit Bildung zu tun. Bildung allerdings konkreter zu definieren bleibt wohl eher ein leichtfüßiges Thema, schwer einzufangen, und doch schon in ungezählte Definitionen einbetoniert.

Könnte es nicht dann sogar sein, dass Bildung letzten Endes ein Modethema von kollektivem Interesse ist, also immer „kleidsam“, zeitgemäß für dick und dünn, mal übergestülpt, mal angelegt?

Bildung, eine Mode, die mal im provokanten Abendkleid daher kommt und dann wieder im eher konservativen Kostüm, so nach dem Motto: Hauptsache nicht nackt, man hat ja was umgelegt. Und von Bildung umschlungen zu sein ist doch kleidsam, steht sie nun doch wirklich jedem irgendwie zu Gesicht

Gerade deswegen wirkt das Bildungskleid (auch Bildungslandschaft genannt) in unserem Land angesichts der konkreten Fragen junger Menschen ihre Zukunft betreffend, oft wie ein gutgemeinter aber nicht wirklich passender Fummel.

Insofern junge Menschen ihre Zukunft überhaupt im Blick haben, sind die Antworten auf ihre konkreten Fragen nicht unbedingt von den Modeschöpfern untragbarer Bildung zu beantworten, sondern nachhaltiger eher von denen, die tragbare, also auf den Leib der Betroffenen zugeschnittene Bildung ihr Handwerk nennen.

Fragen junger Menschen

Die Fragen junger Menschen ihre Zukunft betreffend lauten oft so:

Wie kann ich in den Systemen der Gesellschaft bestehen? Wie kann ich mich materiell absichern? Wie kann ich meine Persönlichkeit verwirklichen? Wo wird mir Anerkennung zu teil? Wie kann ich mein Umfeld mitgestalten? Woran kann ich mich orientieren?

Auf den Punkt gebracht lautet die Frage: Wie kann ich sorgenreduziert an Gesellschaft teilhabend mit meinen Fähigkeiten und Hoffnungen morgen vorkommen?

Die Frage der jungen Menschen heute lautet in der Regel nicht: Wie kann ich Wissen anhäufen? Die Zukunftsorientiertheit der jungen Menschen ist fassbar in Begriffen wie: Sicherheit, Absicherung, Erfolg, Anerkennung, Selbstbestimmtheit und punktuelles Interesse an Gesellschaft.

Bildungskonzepte, egal wie sie daherkommen, müssen sich immer auch fragen lassen, ob sie nicht vielleicht Antworten geben auf Bedürfnisse, die von den Betroffenen nicht geteilt werden. Das mindert nicht die Tatsache, dass Bildungskonzeptionen neben ihrer pragmatischen Ausrichtung immer auch eine Bringschuld haben, die in unserem besonderen kulturellen Erbe und den Menschenrechten begründet liegt.

Der vordergründige Bildungsinhalt vergangener Zeiten, „Wissen zu sammeln und so gebildet zu sein“, darf zwar nicht „aus der Mode kommen“, scheint aber immer schwerer vermittelbar, da die Bedürfnisse einer heranwachsenden Generation in Schule und Hochschule verändert gelagert sind.

Bildung – allgemein und individuell

Dass der reine „Wissenssammler“ ausgeht hat, belegen wissenschaftliche Forschung und experimentelle Erkenntnis aus der Praxis. Ich denke, es ist heute auch Konsens zu sagen, dass die Ansammlung von reinem Faktenwissen nicht nur als Selbstwert nicht ausreicht, sondern auch junge Menschen nicht befähigt, sich selbst eine bewohnbare Zukunft zu gestalten.

Konfektionsgrößen auf Bildung bezogen sind bei der Beantwortung der Fragen junger Menschen eine erste Orientierung, aber irgendwann muss nach dem maßgefertigtem „Outfit Bildung“ gesucht werden, um allgemeine Fragen der Zukunft auf den einzelnen hin zu konkretisieren. Das allerdings muss gewollt sein von denen, die Bildung tragbar auf der eigenen Haut spüren wollen (z.B. Schüler und Studenten.), und denen, die Bildung anderen individuell auf den „Leib schreiben“ können (z.B. Lehrer, Lehrerinnen an den Schulen und Lehrende an den Hochschulen).

Die Individualität des Menschen fordert die erziehungswissenschaftliche Erkenntnis und deren Anwendung immer wieder neu

heraus, auf dem Fundament allgemeiner Bildung individuell Bildung zu ermöglichen, um die Fähigkeiten und Einsichten des einzelnen Menschen weiter zu veredeln und Verschränkungsmöglichkeiten aufzuzeigen.

Bildung – vernetztes Wissen zur Orientierung

Ich möchte hier (auch auf dem Hintergrund eigener Erfahrung) eine Facette einer zukunfts-fähigen, also einer für Menschen tragbaren Bildung unterstreichen, die bezogen auf die „Bildbarkeit“ eines jeden Menschen unverzichtbar ist. Diese Facette nenne ich: Die Vernetzbarkeit von Wissen als Orientierung in Gesellschaften.

Jede Form von Faktenwissen kann so hinterfragt werden: „Und zu was hilft mir das in meinem Leben.“ Diese Frage stellen junge Menschen! Auf diese Frage gilt es mit jungen Menschen Antworten zu suchen.

Die Beantwortung dieser Frage bedeutet nicht, dass Bildungstheorie und Bildungspraxis alle möglichen Antworten selbst (in „Eigenverantwortung“) parat haben muss.

Bildung muss allgemeine Basics aneignungsfähig zur Verfügung stellen, auf die aufbauend der Einzelne befähigt werden kann, tragfähige Antworten selber zu finden, um das eigene Lebenskonzept in unsere komplexe Welt hinein entwerfen zu können.

Das gelingt nicht einfach so, z.B. in einer Unterrichtseinheit, einem Schuljahr, einem berufsbildenden Projekt oder dieser Sommerakademie, von der hier die Sprache ist. Bildung aber ist Wachstum! Dazu möchten die SHW ihre Facette beitragen.

Vernetzung – ein katholisches Anliegen

Damit die „Vernetzbarkeit von Wissen als Orientierung in Gesellschaften“ Bildungsziel sein kann, bedarf es deren Ermöglichung in den verschiedenen Lern- und Erkenntnisphasen die besonders der junge Mensch durchlebt.

Eine wesentliche Lern- und Erkenntnisphasen ist für einen jungen Menschen, nachdem er die Schule für sich abgeschlossen hat, die Ausbildungsphase mit dem Ziel, das Erwerbsleben eigenverantwortlich anzustreben. Eine Möglichkeit, diese Ausbildungsphase anzugehen, ist das Studium.

Primär mit Blick auf die Zielgruppe der Studierenden möchte ich diese Facette der Bildung „Vernetzbarkeit von Wissen als Orientierung in Gesellschaften“ verorten in einem schon über 70 Jahre alten Instrument der Vermittlung von Bildung, den Salzburger Hochschulwochen. Diese Sommerakademie weist in ihrer Konzeption von ihrem Anfang an die Vernetzbarkeit von Wissen als wesentlich aus.

Gerade die Programme der letzten Jahre belegen, dass die SHW das Prinzip der „Vernetzbarkeit von Wissen als Orientierung in Gesellschaften“ zu ihrer auch zukünftigen Daseinsberechtigung veredelt hat.

Hier nun ein Blick in die gesellschaftlichen Gemengelagen, aus denen heraus die SHW entstanden.

Salzburger Hochschulwochen in kritischer Zeit!

Prof. Dr. Gregor Maria Hoff, der heutige Obmann der SHW und Professor an der Theologischen Fakultät der Paris Lodron Universität in Salzburg, beschreibt wie folgt die gesellschaftliche Lage in der die SHW entstanden sind in seinem Vortrag „Theologie der Moderne im Vollzug: Streifzüge durch 77 Jahre Salzburger Hochschulwochen (1931–2008)“, gehalten am 26.1.2008 an der Bischöflichen Akademie in Aachen:

„1931: in Deutschland steigen die Arbeitslosenzahlen auf über fünf Millionen, die nationalsozialistische Propaganda forciert ihre antisemitischen Aktionen, während der italienische Faschismus die Auseinandersetzung mit dem Vatikan sucht. An den anderen Enden der Welt wird das Empire State Building eingeweiht und Gandhi erzielt einen ersten Erfolg im zivilen Kampf gegen die britische Kolonialmacht. Von der Buchproduktion des Jahres gibt es wenig Aufregendes zu berichten – insgesamt ein eher ruhiges Jahr in zumal politisch immer bewegteren Zeiten. In diesem Jahr 1931 findet sich, eher versteckt, in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften ein Aufruf, an den erstmals veranstalteten „Salzburger Hochschulwochen“ teilzunehmen – 75 Jahre später ergibt sich mit dem entsprechenden Jubiläum eine eigene zeitgeschichtliche Klammer. Gerade für die katholische Kirche zeichnen sich im Rückblick Veränderungen ab, die im Licht der Salzburger Hochschulwochen eine kleine Theologie- und Kirchengeschichte präparieren.“

Eine Idee tritt in die Öffentlichkeit

Weiter führt Prof. Hoff aus: „Das wird schon im Anschreiben der ersten Hochschulwochen deutlich. Adressat sind die deutschsprachige Öffentlichkeit, darüber hinaus aber auch das gesamte Ausland und alle Kreise der Gebildeten, die ihr Wissen und ihre Bildung nach katholischen Grundsätzen in streng wissenschaftlicher Methode erweitern und vertiefen wollen. Die katholische Kirche in Deutschland befindet sich zu dieser Zeit in einer Schwellensituation. Der Antimodernismus hat seinen Höhepunkt überschritten, aber die Schleifung der Bastionen, die Hans Urs von Balthasar später beschwören wird, steht noch bevor. Nach dem 1. Weltkrieg hatte es verschiedene theologische wie kirchliche Versuche gegeben, den verspäteten Eintritt der katholischen Kirche in die Moderne mit anderen Mitteln nachzuholen. Nicht zuletzt die katholische Jugend- und exemplarisch

die liturgische Bewegung suchten nach Möglichkeiten, ein dynamischeres Bild von Kirche gegenüber dem statischen Paradigma der Neuscholastik zu verwirklichen. Erste Ansätze einer Volk Gottes-Theologie, die später eine bedenkliche Nähe zum Nationalsozialismus zumindest partiell erlaubten, entstanden in dieser Zeit ebenso wie die kulturellen Übersetzungsversuche eines Romano Guardini auf seinem Berliner Lehrstuhl für katholische Weltanschauung. Eine gewisse Aufbruchstimmung machte sich breit. Man sah katholische Anknüpfungsmöglichkeiten an die nach dem Krieg veränderte moderne Gesellschaft – aber was die in sich zerrissene Gesellschaft der Weimarer Republik suchte, war nicht das, was die Kirche und die Theologen anbieten konnten oder wollten. So standen seit etwa 1927 die Zeichen im Katholizismus auf Introversion, Selbstbesinnung und Festigung des inneren Zusammenhalts.

Genau in diese Zeit hinein setzten die Salzburger Hochschulwochen ein theologisches Signal. Als Sommeruniversität konzipiert, sollten sie die Gründung einer katholischen Universität in Salzburg forcieren – ein über viele Jahre hinweg betriebenes Projekt, das ideengeschichtlich wie politisch weit bis in das 19. Jahrhundert zurückreicht. Das inhaltliche Interesse dieser Initiative markiert dabei bereits das zitierte Programm: Es geht um die wissenschaftlich fundierte Vermittlung katholischer Positionen, und zwar als Selbstüberprüfung nach innen wie als Darstellung nach außen hin.“ Diese Selbstüberprüfung konnte als Nabelschau nicht gelingen und war so immer angelegt als ein wissenschaftlicher Dialog unterschiedlicher Disziplinen. Bildung also verstanden als Wachstum von Orientierung.

Salzburger Hochschulwoche in Fakten

Die SHW sind eine Gründung der Benediktiner des gesamten deutschen Sprachraumes.

Sie fanden 1931 zum ersten Mal statt, wurden zwischen 1939 und 1945 von den Nationalsozialisten verboten, nahmen aber schon 1945 wieder ihre Tätigkeit auf und werden seither jedes Jahr während des Sommers abgehalten.

Jährlich sind es ca. 1000 Personen, die zu den SHW nach Salzburg kommen. Diese stammen zum einen aus dem ganzen deutschen Sprachraum, zum anderen aber auch aus den Ländern Osteuropas.

Träger der Einrichtung sind heute die Theologische Fakultät der Universität Salzburg, die Salzburger Äbtekonzferenz der Benediktiner, das Katholische Hochschulwerk Salzburg, die Görres-Gesellschaft, die Katholischen Akademikerverbände Deutschlands und Österreichs sowie das Forum Hochschule und Kirche e.V.

Das Ziel der SHW ist es, ein universitäres Forum zu bilden, auf dem die Theologie gemeinsam mit allen anderen Wissenschaften gleichermaßen grundsätzliche wie aktuelle Fragestellungen und Probleme unserer Zeit aufgreift.

Karl Rahner hat in Salzburg seinen „Hörer des Wortes“ erstmals entwickelt und vorgelesen – einen der religionsphilosophischen Grundtexte des 20. Jahrhunderts. Mehrfach ist Joseph Ratzinger, Papst Benedikt XVI., als Festredner aufgetreten. Aber auch Persönlichkeiten wie Ruth Klüger, August Everding oder Hans-Georg Gadamer und zuletzt Peter Simonischek, um nur einige zu nennen, haben die Salzburger Hochschulwochen als ein Forum offener Katholizität und auseinandersetzungsbereiter Gesprächskultur etabliert.

Im Rahmen der Salzburger Hochschulwoche 2010 schreibt das Direktorium der SHW zum fünften Mal einen Publikumspreis für wissenschaftliche Kommunikation aus. Graduierte WissenschaftlerInnen aller Fachrichtungen der Jahrgänge 1975 und jünger werden herzlich eingeladen, sich zu bewerben. Erbeten werden Texte im Umfang eines 25-minütigen Vortrags zum Thema der Salzburger Hochschulwoche vom 2. bis 8. August 2010: „Endlich!

Leben und Überleben“. Vortragssprache ist Deutsch. Eine Jury wählt drei Beiträge aus. Das Publikum der Salzburger Hochschulwochen wird die PreisträgerInnen bestimmen. Kriterien sind fachwissenschaftliche Qualität, inhaltliche Originalität sowie die kommunikative Transferleistung. Der Preis zielt in besonderem Maße auf die Vermittlung wissenschaftlicher Erkenntnisse an ein breiteres Publikum.

Der Theologische Preis der SHW wurde im Jahr 2006 ins Leben gerufen. Die bisherigen Preisträger waren Kardinal Walter Kasper, Professor Johann Baptist Metz, Professor Harding Meyer und Professor Erich Zenger. Präsent im WWW. ist die SHW unter: <http://www.salzburger-hochschulwochen.at/index.php?idcat=2>

Jahresthemen 1931–2009

Die inhaltliche Breite der Themen und die damit verbundene interdisziplinäre Auseinandersetzung der SHW dokumentieren den Vernetzungswillen von Wissen und deren Orientierungsqualität in der Gesellschaft. Das war und ist den Organisatoren der Hochschulwochen, die jeweiligen Direktorien der Hochschulwochen und deren Obmänner, Markenzeichen „ihrer“ Sommerakademie.

Generalthemen waren die Klammern, die jede der SHW in ihrer spezifischen Auseinandersetzung zusammenhielt, und so Themen und deren Spektren identifizierbar sein ließen.

Themen in Auswahl:

- 1949 Die Kirche gestern, heute und in Ewigkeit
- 1953 Der Gegenwartsauftrag der christlich-abendländischen Kunst
- 1955 Die geistigen Mächte der Gegenwart und die Heilsmacht der Kirche
- 1956 Christliches Europa – Berufung, Würde, Verantwortung

- 1957 Das neue Welt- und Menschenbild der Wissenschaft
- 1959 Europäisches Denken, Dichten, Bilden
- 1960 Die Begegnung von Ost und West in Geschichte und Gegenwart
- 1961 Ideologien und Wissenschaft
- 1962 Die geistige Solidarität des Westens und die aufsteigenden Völker
- 1965 Der Christ in der Welt – Grundfragen christlicher Existenz
- 1966 Pluralismus-Universalismus-Christentum
- 1969 Auf dem Weg zu einer neuen Gesellschaft
- 1976 Menschenwürdige Gesellschaft
- 1977 Suche nach Sinn – Suche nach Gott
- 1978 Werte – Rechte – Normen
- 1979 Jesus Christus und die Religionen
- 1981 Die Kirche Christi – Enttäuschung und Hoffnung
- 1986 Lebensentscheidung
- 1987 Säkulare Welt und Reich Gottes
- 1988 Gott schuf den Menschen als Mann und Frau
- 1989 Leid – Schuld – Versöhnung
- 1990 Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde
- 1991 Der Christ der Zukunft – ein Mystiker
- 1992 Evangelium und Inkulturation
- 1996 Vor-Bilder
- 1998 Zeichen der Zeit
- 1999 Religiosität am Ende der Moderne
- 2000 Gerechtigkeit heute – Anspruch und Wirklichkeit
- 2001 Geist-Erfahrung-Leben
- 2003 Identität und Toleranz
- 2004 Chancen des Christlichen in einer ökonomisierten Welt
- 2005 Ethik im Brennpunkt
- 2006 Gott im Kommen
- 2007 Macht und Ohnmacht
- 2008 Lieben. Provokationen
- 2009 Weltordnungen
- 2010 Endlich! Leben und überleben

Viele der Vorträge zu diesen Themen sind dokumentiert. Die Publikationen ab 2000 sind meist noch in der Reihe erhältlich:

Salzburger Hochschulwochen, Tyrolia-Verlag, Innsbruck-Wien.

Einen geschichtlichen Einblick in die Salzburger Hochschulwochen bietet Paulus Gordan (Hrsg.) in: Christliche Weltordnung. Salzburger Hochschulwochen 1931–1981. Verlag Butzon & Bercker Kevelaer, Verlag Styria Graz-Wien-Köln.

Thema 2010: „Endlich! Leben und Überleben“

Die Salzburger Hochschulwoche, die vom 2. bis 8. August 2010 stattfindet, stellt sich einem Thema, das im Zuge begrenzter Lebensressourcen eine besondere Intensität verspricht und zu kritischen Positionsbestimmungen herausfordert: „Endlich! Leben und Überleben“. Die befristete Lebenszeit und das Ende des Lebens überhaupt sind Probleme, die Religionen immer wieder bearbeitet haben. Für das Christentum verbindet sich damit, prekär genug, eine Hoffnungsperspektive. Die menschliche Endlichkeit, die sich komplex in unseren Handlungsoptionen durchsetzt, vermittelt sich im Glauben an die unendliche Lebensmacht Gottes. Die Reich-Gottes-Botschaft Jesu Christi erfasst sie unter einem besonderen Vorzeichen: Nichts ist dringlicher als der Macht des Lebens über den Tod Raum zu geben.

Das „Endlich!“ des Programmtitels arbeitet in seinen unterschiedlichen Konnotationen an dem, was an- und was aussteht.

Endlich – das nimmt unsere Existenz-Limits ernst.

Endlich – darin steckt ein befreiendes Moment, ein Anfang.

Endlich – das meint zugleich die Anspannung angesichts anstehender Aufgaben.

Allemaal hat solche „Eschatologie“, konkret gedacht und lebensweltlich orientiert, einen Lebensbezug. „Leben und Überleben“ zeigen die Tiefendimensionen unserer alltäglichen Lebenskämpfe an. Oft genug sind sie Überlebenskämpfe, psychisch, wirtschaftlich, medizinisch. Insofern sucht die Salzburger Hochschulwoche 2010 nach

Bausteinen einer Eschatologie des globalisierten Alltags, in dem sie seine Risikopotentiale zu bestimmen, aber auch seine Ressourcen aufzudecken sucht. Sie will Handlungsoptionen entwickeln, die an den unabweisbaren Rekombinationen von Tod und Leben ihr Maß finden.

Dabei verwickelt sie Theologie und Ökonomie, Ökologie und Politik, Wissenschaftsgeschichte und Zukunftsforschung in ein Gespräch.

Studierende und die Lust auf mehr...

Die SHW sind ein Erweis dafür, dass Bildung nicht als Modethema verstanden werden darf.

Die Hoffnung der Studentin, die schon am Beginn diese Artikels zitiert ist: „Ich möchte verstehen, nicht hilflos kapitulieren vor den komplexen Realitäten unserer Welt“, hat einen neuen Nährboden für sie gefunden mit ihrer Teilnahme an den SHW.

Bildung muss den Faktor Kontinuität beinhalten, auch im Sinne der Vernetzbarkeit von Wissen. Aus diesem Verständnis heraus leben die SHW. Sie leben von dieser Bildungsintention und mehr noch von den Menschen die sich interessieren lassen, neugierig sind, kommunikativ und die Lust haben auf das Salzburger Ambiente.

Studierende heute werden diese Sommerakademie in die Zukunft tragen, weil sie eine orientierende, disputfähige, interdisziplinäre und ehrliche Perspektive, ist als Kirche präsent zu sein.

Die SHW in 2010 bedeuten: Vernetztes Wissen zur Orientierung, Kommunikation zwischen Studierenden verschiedener Disziplinen, gefeierter und geteilter Glaube, Menschen kennenlernen, Kultur in Salzburg inmitten der Salzburger Festspiele erleben.

Hier ist unsere Kirche am Puls der Zeit, hier ist unsere Kirche Entspannung!

Wer an den SHW teilgenommen hat, beginnt, zu Hause oder am Studienort angekommen, davon zu erzählen.

Das macht andere wiederum neugierig, die auch nach Orientierung in einer komplexen Welt suchen. Immer mehr von ihnen machen sich auf den Weg nach Salzburg, im Gepäck ihren Hunger auf Bildung und die Lust an Kommunikation.

Gunda Werner-Burggraf

Der abwesende Gott als anwesendes Du

**Gedanken zur religiösen
Kommunikation im Web 2.0**

Das Internet als weltweites Netz scheint allgegenwärtig zu sein. Fast vergessen wirken die Zeiten, in denen Kommunikation langsamer und Kontakte aufwendiger waren. Mit dem Weltweiten Netz verändert sich eine ganze Kultur des Lebens, des Schreibens und der Nähe. Wie blickt Theologie auf die Kommunikation im Netz? Welchen Ort und welchen Raum nimmt Religiosität ein? Zwischen Euphorie und Skepsis nimmt Theologie und kirchliche Praxis die Veränderungen der Welt und ihrer Kommunikationen wahr. Ist nun die Gottesferne oder die Gottesnähe das Thema postsäkularer Welt? Ist die Kommunikation im Netz profan, symbolisch oder doch irgendwie religiös? Inmitten der historischen und gesellschaftlichen Umbrüche der letzten Jahrzehnte ist theologisches Fragen und Sprechen einerseits zu einem echten Fragen, andererseits aber auch zu vollmundigen Ausrufezeichen geworden. In diese Spannung hinein möchte ich den Blick auf die Kommunikation im „Web 2.0“ richten, in dem ja die Selbstgestaltung in den Vordergrund gerückt ist. Dies ist einer der Schlüsselbegriffe für die Kommunikation.

1. Theologie in postsäkularer Gesellschaft – zwischen Euphorie und Skepsis

Vor nunmehr neun Jahren hat Jürgen Habermas¹ die Debatte um die Säkularisierung neu angefacht. Er stellt in seinem philosophischen Analysen nämlich fest, dass die Moderne und nach ihr die Postmoderne

gerade eines nämlich nicht gebracht hat: das Verschwinden oder wenigstens die signifikante Abnahme religiöser Überzeugungen. „Weder hat sich die Prognose eines modernisierungsbedingten Endes der Religion erfüllt, noch scheint die in vielen westlichen Ländern beobachtbare Verdrängung der Religion ins kulturelle Abseits unumkehrbar zu sein. Offensichtlich muss die Annahme korrigiert werden, dass Modernisierungsprozesse unweigerlich mit einer Verabschiedung des Religiösen einhergehen.“⁴² Gerade im Blick auf die Neuen Bundesländer schien die Theorie einer Säkularisierung sich zu bestätigen. Hingegen kann aber davon ausgegangen werden, dass in der zunehmenden Verunsicherung „Religiosität kein Überbleibsel einer unaufgeklärten Vorzeit“⁴³, sondern „vielmehr, genau im Gegenteil, Produkt avancierter, sich selbst in Frage stellender Modernisierungen“⁴⁴ ist. Diese Wahrnehmung und die dadurch ausgelöste Debatte werden theologisch kontrovers begleitet. Grob können drei mögliche Reaktionen unterschieden werden: Beinahe euphorisch sehen die einen nun eine Wiederkehr der Religion und suchen für diese Anknüpfungspunkte.⁵ Dort ist unter vielen anderen die Perspektive zu erkennen, dass jede Zeit eine andere Deutung und Sprache brauche, aber Religion im Sinne der Kirchlichkeit – so sie nur tief genug verankert sei – nicht vergeht.⁶ Eine weitere Perspektive der Theologie auf die postsäkulare Debatte ist die der philosophischen Reflexion auf den Menschen und seine Zeit.⁷ Eher dialektisch bauen andere Positionen eine Spannung zwischen guten und bösen Mächten auf und nehmen dies als Ausgangspunkt von Theologie. In diesem Fall wird das Erstarken von dunklen Mächten auf das Schwenden von guten Mächten zurückgeführt und eine zukünftige Perspektive in einer klaren Entscheidung und Unterscheidung der Christen gesehen. Unter dem Strich bleibt die Menge an spirituellen Kräften gleich, sie verteilt sich nur anders.⁸

Bei der ersten Richtung theologischer Reflexion stellt sich die Rückfrage nach der

Anstrengung des Begriffs: Inwieweit handelt es sich denn tatsächlich bei den wahrgenommenen Phänomenen um Religion⁹ und in wie weit kommt die dann festgestellte Religion dem eigenen hermeneutischen Ansatz entgegen oder ist ein erster Schritt auf diesem Weg?¹⁰ Der letzte Ansatz muss sich der Frage stellen, ob nicht gerade der Aufbau einer Dialektik eine Spannung verstärkt, die Religion eher ins Abseits bringt. Ein Abseits, das in der Anstrengung der Bilder und ihrer zugrunde liegenden Dialektik gerade wieder ein Spezialwissen und eine konsequente Entscheidung fordert, die nur wenigen Eingeweihten zugänglich ist.¹¹ Beide werden sich vor allem der Frage nach der Vermittelbarkeit ihrer Ansätze stellen. Diese Perspektive wiederum nimmt der mittlere Ansatz als hermeneutischen Ausgangspunkt und wählt einen von der Vernunft vermittelten Dialog. Diesem Weg schließe ich mich an. „In postsäkularen Zeiten eine kritische Phänomenologie der Religion auf den Weg zu bringen heißt darum für die Theologie, sich mit jener Disziplin ins Benehmen zu setzen, die durch die Sache der Vernunft definiert ist. Sie kommt nicht umhin, gegenüber den Vernünftigen für die Sache des Glaubens vom Standpunkt *philosophischen* Denkens her einzunehmen.“¹² In diesem Sinne schlage ich für den Blick auf postsäkulares Leben, wie es sich im Web 2.0 darstellt, zwei Zugänge vor: den phänomenologischen und den subjekttheoretischen. Zugleich nehme ich zwei soziologische Annahmen als gegeben an: die Bewertung der Gesellschaft als postmodern und postsäkular.¹³

2. Medial vermittelte Signaturen postsäkulärer Kultur

Der erste Zugang – der phänomenologische – nimmt zunächst einmal nur wahr, wie sich Signaturen in postmoderner und postsäkulärer Gesellschaft darstellen. Er untersucht diese in ihren Strukturen und Zusammenhängen, ohne dafür eine Wer-

tung oder Bewertung heranzuziehen. Auffallend ist in einer ersten Betrachtung der postsäkularen Welt der Nordhalbkugel die selbstreferentielle und ästhetische Lebenskonstruktion. Diese geschieht größtenteils virtuell in einer partiellen Vergemeinschaftung auf Zeit oder für eine begrenzte Idee. So wird die Kommunikation einerseits individuell, andererseits in einer eigenen Sprache wiederum verbindend und verbindlich codiert. Die Kultur erscheint also gleichzeitig individualisiert und zugleich kollektiv, ebenso wie sie einerseits säkular und andererseits religiös konnotiert wirkt. Dabei kann es möglich zu sein, in den unterschiedlichen Kulturen sich auszudrücken ohne dabei in einen subjekttheoretischen Konflikt zu geraten. Gerade die unterschiedlichen sozial vernetzenden Internetplattformen bieten dafür eine vielfältige Performance-Oberfläche. Während die einen den Schwerpunkt auf durchaus realpolitische Botschaften und Veränderungen setzen, verstehen die anderen sich als Business oder Freundschaftsnetzwerke. In diesen Plattformen kann ein Mensch sich in unterschiedlichen Identitäten oder in unterschiedlichen Schwerpunkten seiner Identität präsentieren. Dabei erscheint eine Performance vor allem dann religiös, wenn sie sich in der eigenen Ästhetik einen oder mehrere symbolische Ausdrücke verleiht. Das eigene Leben scheint in den unterschiedlichen Teilbereichen entweder als ganzes oder aber teilweise religiös „musikalisch“ darstellbar zu sein. Im Blick auf die Beobachtungen von Habermas ist ja gerade diese Vielgestaltigkeit zugleich die Anfrage an gesellschaftliche Entwicklungen im Blick auf Religion. Denn auch bei ihm ist es nicht ausgemacht, ob die Kategorie „postsäkular“ eine historische Zensur bedeutet oder aber einen Perspektivwechsel beschreibt. In der Wahrnehmung von pluralen Identitäten ist zunächst einmal nur festzustellen, dass für bestimmte Erfahrungen, Wünsche oder Vorstellungen religiöse oder religiös konnotierte Sprache auszudrücken vermag, was in säkularer Sprache keine Entsprechung zu finden scheint.¹⁴

3. Identitäten im Web 2.0

Identitäten sind verführerisch. Je mehr möglich ist, sich in ganz verschiedenen, vielleicht sogar sich widersprechenden Identitäten im Netz zu präsentieren, desto vielfältiger – auch in ihrer Zahl – werden die Stimmen derer, die vor einem Realitätsverlust warnen, die sich sorgen, eine ganze Generation im virtuellen Welten verloren zu sehen.¹⁵ Wenn ich an dieser Stelle vielleicht etwas provokant die reelle Gefahr, sich in virtuellen Identitäten zu verlieren oder in ihrer Aufrechterhaltung schwer zu verschulden – in allen Dimensionen! –, nicht eingehe, dann nicht, weil ich diese Gefahr nicht sehe¹⁶, sondern weil es sich auch lohnt, einen theologischen und philosophischen Blick auf dieses Phänomen zu werfen, ohne es sofort mit der Brille der Gefahr zu sehen. Zunächst ist „virtuell“ ja gerade kein Gegenstück zu „real“, sondern dass nur etwas abgebildet werden kann, was es in der Realität gibt. Das heißt nicht, dass es nicht möglich ist, eine Identität zu kreieren, die mit der eigenen wenig bis gar nichts zu tun hat. Die Gesetze des virtuellen Raums selbst jedoch unterliegen denselben Apriori wie diejenigen des Lebens. Auch dort ist nur denkbar und schaffbar, was in Raum und Zeit vorstellbar ist. Und: Jede geschaffene Identität geht auf eine reale zurück. Ohne diese reale Identität und ihre Interaktion mit der virtuellen wird es auch diese nicht geben. Denn für Identität gilt im realen Raum wie im web 2.0: sie bildet sich immer nur in Interaktion aus. „Subjektivität und Intersubjektivität, das zu seiner Freiheit kommende Ich und der freie Andere sind gleichursprünglich, denn sie gründen im Geschehen ihrer gegenseitigen Anerkennung, was wiederum nur auf dem Grund ihrer Freiheit möglich ist.“¹⁷ Interessant ist also vor allem, wie sich die Identitäten, die virtuellen und ihre reale „Stammidentität“ zum sie entwickelnden Subjekt verhalten, inwieweit also die Kategorie des Subjekts aufrechterhalten ist. Denn die philosophische

Frage nach dem Subjekt und seinem Verhältnis zur Welt zu diskutieren heißt, sich auf die Überzeugung einlassen, „dass eine Hermeneutik des christlichen Glaubens, die zugleich an Geltungsfragen interessiert ist und sich auf die Aufgabe der philosophischen Rechenschaft des Glaubens einlässt, nur am Leitfaden des Subjekts gelingen kann.“¹⁸ Das, was philosophisch eine Diskussion um das Prinzip des Denkens und Handelns erfolgt, ist theologisch die Reflexion auf die Bedingung der Möglichkeit von Glaubensvergewisserung und Gotteserkenntnis. Erst das Festhalten am Subjekt ermöglicht den Gedanken der freien Glaubensentscheidung und ihrer Gestaltung. Hinter den unterschiedlich erscheinenden und agierenden Identitäten steht kein konfuses Etwas oder ein leeres Nichts sondern ein handelndes Subjekt, dass seine Identitäten durchaus mehr oder eben auch weniger reflektiert inszeniert. Die Art und Weise, wie eine Vergewisserung des Subjekts über sich selbst in seinen Identitäten geschieht – ob in der realen oder in der virtuellen Welt – ist der hermeneutische Schlüssel für theologisches Denken in postsäkularer Zeit.

4. Subjektive Religiosität in narrativer Vergewisserung

Henning Luther beispielsweise grenzt sich deutlich von der postmodernen Verabschiedung des Subjekts ab.¹⁹ Unter den Bedingungen der Spätmoderne reflektiert und analysiert er die Bedeutung von Subjektivität im Zusammenhang mit Religiosität. Gerade die Unhintergebarkeit der Individualität des einzelnen ist für Luther letzter Bezugspunkt christlicher Religion. Er hinterfragt unter anderem die Vorstellung des normativen Ziels persönlicher Entwicklung, eine ganz und vollständige Identität auszubilden. Er selbst führt das kreative Bild des „Fragments“ ein. Die Identität als Fragment ist – sozialologisch gewendet die Patchwork-Identität – für Henning Luther unhinterfragbar „coram deo“ gedacht und

zugleich in der Narration verbunden, die er exemplarisch anhand des Tagesbuchs untersucht.²⁰ Den wesentlichen Unterschied zwischen der gelebten und der geschriebenen Biographie sieht er in der Verknüpfung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft und der Annahme eines fiktiven Gegenübers. Selbst das Tagebuch als eine der intimsten Kommunikationsformen ist eine Kommunikation mit jemandem. Dem Gegenüber des einsamen Schreibens werden durch den Akt des Schreibens die Eigenschaften verständnisvoll, vielleicht auch kritisch, nicht urteilend, zuhörend und darin erhellend zugeschrieben. „Der ‚fiktive Andere‘ ist also liebend und kritisch zugleich, und zwar eines *im* anderen.“²¹ Luther geht davon aus, dass auch der für die Öffentlichkeit schreibende Biograph im Schreiben einen fiktiven Anderen vor Augen hat. Im christlichen Glauben sieht Luther in diesem fiktiven Anderen Gott. So bekommen in religiösen Biographien Tagebücher auch den Charakter von Bekenntnissen. „Lob und Klage des konfessorischen Subjekts korrespondieren Gericht und Gnade auf Seiten Gottes, so wie Schmerz und Sehnsucht des autobiographischen Ichs der Kritik und Liebe des ‚fiktiven Anderen‘ entsprechen.“²² Luther beendet seine Ausführungen mit der These, dass „die religiöse Dimension sich vor allem in der *formalen* Struktur autobiographischer Reflexion ausmachen lässt“²³ und sich in der spezifischen Weise ausdrückt, wie das Subjekt sich zu sich und der Welt in ein Verhältnis setzt. „Denn beides, die durch die Sinndeutung und Bewertung begründete Auswahl der erinnerten und deshalb für die eigene Identität relevanten Ereignisse ebenso wie die aufgrund neuer Erfahrungen fällige Revision bisheriger Einsichten, untersteht dem Wesensgesetz der sich realisierenden Freiheit.“²⁴ Über die Narration im Sinne der Identitätspräsentation²⁵ erschließen sich nicht nur die wesentlichen formalen Aspekte der Identitätskonstruktion und ihrer Subjektkonstitution, sondern auch die religiösen Signaturen dieser Prozesse. Wenn den Analysen Henning Luthers

zugestimmt werden kann – und einiges spricht dafür – dann erfordern die performten Kommunikationen im web 2.0 ein differenziertes Interesse.

5. Religiöse Kommunikationen unterscheiden

Das Nebeneinander zweier sich beinahe widersprechenden Diskussionen – die Wiederkehr des Atheismus und der Religion – machen deutlich, dass die Inhalte beider Diskussionen so oder so gedeutet werden können. Gerade weil die Deutungen changieren, müssen sie an der Ernstnahme der biblischen Verheißung gemessen werden. Diese ist doppelt begründet: Zum einen kann in der in Deutschland verfassten Kirchenstruktur von einer Teilhabe nicht auf eine Teilnahme geschlossen werden, weswegen die Zahlen der Kirchenmitglieder ebenso wie ihre Austritte keine Aussagen über die Religiosität oder ihr Fehlen macht. Zum anderen kann in den eben beschriebenen religiösen Narrationen nicht automatisch auf Religion in dem Sinne geschlossen werden, wie sie der monotheistische Glauben kennt und dafür klare Indizien im Sinne von Handlungskonsequenzen fordert. Daher grenzt sich dieser Ansatz zunächst von der Annahme aus, jedwede religiöse Kommunikation sei gut, weil sie eine religiöse sei. Dafür ist der Begriff viel zu vieldeutig gebraucht. Gleichzeitig sagt er aber auch, dass jedwede religiöse Kommunikation als solche ernst genommen und geachtet werden soll – solange sie nicht dem Grundgesetz widerspricht –, weil sie Ausdruck persönlicher Freiheitsgeschichte in ihrer je eigenen Konstruktion und ihrer wesenseigenen Konstitution ist. Religiöse Signaturen in Kommunikation können also zunächst als etwas Humanes festgehalten werden. Gleichwohl müssen diese begründungslogisch nicht religiös rückführbar sein. Heuristisch bedeutet dies, dass die Lebens- und Glaubenserfahrung im Sinne der Erkenntnis ein theologierelevanter, weil

theologiegenerierender Ort ist. Die Erfahrungen sind „im Sinne theologischer Erkenntnisgewinnung aus dem Leben heraus“⁴²⁶ relevant. Damit stellt sich vor allem die Frage nach der Kriteriologie und der – kirchlich relevanten – Vergemeinschaftung. Theologisch geht es also darum, diese implizite Theologie als humanen Ausdruck ernst zu nehmen und in einen Diskurs mit expliziter Theologie zu bringen.

Ich möchte mit drei Thesen abschließen:

1. Religiöse Kommunikation ist Ausdruck persönlicher Freiheitsgeschichte und wesenseigener Kommunikation: sie ist darin begründet, dass jede Kommunikation – auch die einsame – schon interpersonell strukturiert ist. Sie beinhaltet eine implizite Theologie, die der je personalen Logik und ihrer Erfahrungen und Deutungen entspricht.

2. Die jüdisch-christliche Verheißung vom Menschen und seiner Welt ist explizit religiös. Dies ist der eigene Maßstab für Religion und religiöse Kommunikation. Diese explizite Theologie ist die theologische unhintergehbare Faktizität und zugleich vor dem Forum der Vernunft zu vermitteln.

3. In der Wahrnehmung und der Bewertung kommunikativer Strukturen in medialer Form geht es a) darum, in diesen als eine Deutungsmöglichkeit die interpersonelle und in der Annahme eines fiktiven Anderen auch religiöse Grundstruktur zu erkennen; b) die Sorge um die Abwesenheit Gottes im Leben postmoderner Menschen in das Wissen um das Anwesende Du zu relativieren und sich so wirkungsvoll von der Vorstellung der Herstellbarkeit des Glaubens zu verabschieden; c) und vor allem: sich auf die Wesensmerkmale eigener Religiosität zu besinnen, die in der Gerechtigkeit und Menschenwürde liegen und dann da kommunikativ einzuschreiten, wo diese nicht gewahrt ist.

Anmerkungen:

- ¹ Habermas, Jürgen, *Glauben und Wissen*. Frankfurt 2001.
- ² Höhn, Hans-Joachim, *Der fremde Gott. Glaube in postsäkularer Kultur*. Würzburg 2008, 69.
- ³ Höhn, ebd., 70.
- ⁴ Beck, Ulrich, *Der eigene Gott. Friedensfähigkeit und Gewaltpotential der Religionen*. Frankfurt 2008, 114, zit. n. Höhn, ebd., 70.
- ⁵ Vgl., Knobloch, Stefan, *Mehr Religion als gedacht! Wie die Rede von Säkularisierung in die Irre führt*. Freiburg-Basel-Wien, 2006, 101ff.; ebenso Beispiele nennend (wenn auch unter einer andern Perspektive): Hohn, Hans-Joachim, *Post-säkular. Gesellschaft im Umbruch – Religion im Wandel*. Paderborn-München-Wien-Zürich 2007, 23.
- ⁶ Vgl. Knobloch, ebd., 82.
- ⁷ Vgl. Striet, Magnus (Hg.), *Wiederkehr des Atheismus. Fluch oder Segen für die Theologie?* Freiburg-Basel-Wien, 2008. Dieser Sammelband beschäftigt sich mit der Frage der Wiederkehr des Atheismus und seiner darin präjudizierten philosophischen Gottes- und Religionsbilder.
- ⁸ Vgl. Ruster, Thomas, *Von Menschen, Mächten und Gewalten*. Mainz 2005.
- ⁹ Vgl. Striet, ebd., 112f.
- ¹⁰ Vgl. Knobloch, ebd., 68f. Dort ist mit einem gewissen Bedauern festgestellt, dass die Wiederkehr der Religion zurzeit in den Kirchen (noch) nicht zu spüren sei.
- ¹¹ Vgl. Höhn, Postsäkular, 53.
- ¹² Höhn, ebd., 56.
- ¹³ Werner, Gunda, *Macht Glaube glücklich? Freiheit und Bezogenheit als Erfahrung persönlicher Heilzusage*. Regensburg, 2005, 57ff.
- ¹⁴ Gerade die semantische Entschlüsselung von religiösen Überlieferungen in die Zusammenhänge postsäkularer Gesellschaft sieht Habermas als Chance für heilige Schriften an, da sie einen Fundus bergen, der in der Komplexität der Postmoderne ausdrücken kann, was nicht-religiöse Sprache nicht mehr in Worte bringt. Vgl. die Darstellung bei Höhn, Postsäkular, 19ff.
- ¹⁵ An dieser Stelle möchte ich eine neoliberale Stimme als Beispiel zitieren: NEON hat sich mit der Frage der Verbindlichkeit von Beziehungen auseinandergesetzt. „Das Kontaktpflegesetz für angehende Sozialkapitalisten sind Communities wie XING, MySpace, StudiVZ und Facebook. Der Unterschied der Internetportale liegt nur in der Ebene der Selbstinszenierung: Inszeniere ich mich als Privatperson, gilt es, das eigene Profil mit möglichst humoristischen Notizen zur Freizeit und Geschmacksfragen zu schärfen. Inszeniere ich mich als leistungsbereiter Arbeitnehmer, warten Ausfüllaufforderungen wie „bisheriger Karriereverlauf“ und „aktuelle Position“. Fast fünf Millionen Menschen sind inzwischen bei XING registriert. Die Community war das erste reine Web 2.0-Unternehmen, das in Deutschland an die Börse ging und seit 2006 aus sozialem Kapital echtes schafft. 98 Menschen hat ein durchschnittlicher XING-Nutzer der deutschen Version in seiner Kontaktliste. Fünfzig jeder, der bei StudiVZ registriert ist. Da verliert man leicht den Überblick.“ (Annabell Dilling, NEO Mai 2008, 100ff.).
- ¹⁶ Gerade im Blick auf die Katastrophe in Winnigen kann dies als zynisch erscheinen. Zugleich geht es aber hier wirklich darum, die dahinter liegende Identitätsfragen im Blick auf religiöse Kommunikation zu beleuchten.
- ¹⁷ Bongardt, Michael, *Der Widerstand der Freiheit. Eine transzendentallogische Aneignung der Angstanalysen Kierkegaards*. Frankfurt 1995, 96.
- ¹⁸ Striet, Magnus, *Das Ich im Sturz der Realität. Philosophisch-theologische Studien zur einer Theorie des Subjekts in Auseinandersetzung mit der Spätphilosophie Friedrich Nietzsches*. ratio fidei Bd. 1, Regensburg 1998, 24.
- ¹⁹ Vgl. Lämmerlein, Godwin, *Wider „die gesellschaftliche Verdrängung von Schwäche“*. Zu Henning Luthers Verständnis von Seelsorge und Diakonie, in: ThPr 27 (1992), 218–231, hier: 220; Lott, Jürgen, „Religion und Alltag“. Henning Luthers „Bausteine zu einer Praktischen Theologie des Subjekts“, in: ThPr 27 (1992), 231–239, hier: 231; Werner, ebd., 105ff.
- ²⁰ Luther, Henning, *Der fiktive Andere. Mutmaßungen über das Religiöse an Biographie*, in: *Religion und Alltag. Bausteine zu einer Praktischen Theologie des Subjekts*. Stuttgart 1992, 111–122. Speziell zu diesem Thema: Werner, Gunda, *Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst? Ein Plädoyer für das Erzählen in ‚unweihnachtlichen‘ Zeiten*, in: *Pastoralblatt 11 (2007)*, 343–346.
- ²¹ Luther, ebd., 118, kursiv im Original.
- ²² Ebd., 120.
- ²³ Ebd., kursiv im Original.
- ²⁴ Essen, Georg, *Die Freiheit Jesu. Der neuchalkedonische Enhypostasiebegriff im Horizont neuzeitlicher Subjekt- und Personenphilosophie*. Regensburg 2001, 190.
- ²⁵ Essen, ebd., 187ff.
- ²⁶ Forschungskreis Kommunikative Theologie/ Communicative Theology research group (Hg.), *Kommunikative Theologie. Selbstvergewisserung unserer Kultur des Theologietreibens/Communicative Theology. Reflections on the culture of our practice of theology*, Wien-Berlin 2006, 60.

Dank und Willkommen



Dass das Pastoralblatt ohne jede Verzögerung nach dem Tod der langjährigen Mitarbeiterin, Frau Ingeborg Lenz (s. Pbl 06/2009, S. 192), weiterhin erscheinen konnte, war nur möglich, weil kurzfristig und mit größtem Engagement Frau

Sigrid Klawitter als meine Mitarbeiterin im Bereich der Erzb. Bibel- und Liturgieschule Köln eingesprungen ist und sich sehr schnell in die Abläufe der Redaktionsarbeit eingearbeitet hat. Dafür sage ich ihr zunächst einmal persönlich, sodann aber auch sowohl im Namen des Beirats als auch der ganzen Leserschaft von ganzem Herzen Dank. Der hohe Einsatz, der Ihnen allen zugute kam, ist alles andere als selbstverständlich.

Zugleich begrüße ich an dieser Stelle Frau **Nicola Löffler**, die mit dem Monat Januar die neue Stelleninhaberin für die Redaktionsarbeiten am Pastoralblatt ist, sehr herzlich.

Die Dipl. Verwaltungswirtin (FH) und langjährige Geschäftsführerin der Dommusik im Bistum Rottenburg-Stuttgart, die mit dem größeren Teil ihres Beschäftigungsumfanges Referentin für Projektmanagement beim Hauptabteilungsleiter Seelsorge im Generalvikariat Köln ist, arbeitet sich bereits mit dem berühmten schwäbischen Fleiß in die neue Aufgabe ein.

Ich heiße sie auch im Namen von Ihnen, den Leserinnen und Lesern, sowie des Beirats herzlich willkommen.



Gunther Fleischer

Literaturdienst

Michael Kunzler: Mess-Elemente. Einführungen, Kyrierufe, Fürbitten und Kommuniongebete für die Meßfeier an den Sonn- und Feiertagen der Lesejahre A, B und C sowie an den Hochfesten und Festen des Herrn und der Heiligen im Herrenjahr. Bonifatius GmbH, Paderborn 2004. ISBN: 389-7-10-284-6; 469 S.; 44,90 Euro.

Mess-Elemente 2. Einführungen, Kyrierufe, Fürbitten und Kommuniongebete für die Hochfeste, Feste und Gedenktage der Heiligen und Seligen des deutschen Sprachgebietes im Herrenjahr. Bonifatius GmbH, Paderborn 2006. ISBN: 3-89710-359-1; 620 S.; 44,90 Euro.

Michael Kunzler: Liturge sein. Entwurf einer Ars celebrandi. Bonifatius GmbH, Paderborn 2007. ISBN-10: 3-89710-377-X; 747 S.; 44,90 Euro.

Mit den zwei Bänden unter dem Titel „Mess-Elemente“ von Michael Kunzler, Ordinarius für Liturgiewissenschaft an der Theologischen Fakultät Paderborn, liegt eine Sammlung von Gestaltungselementen für die Eucharistiefeier vor. Für jede Messe werden folgende Elemente vorgeschlagen: Einführung, Kyrierufe mit Tropen, Fürbitten, Kommuniongebet. Diese Elemente werden im ersten Band für die Sonn- und Feiertage im Herrenjahr nach den Lesejahren A, B und C angeboten, im zweiten Band für alle Heiligen- und Seligengedenktage im Verlauf des Jahres. Bemerkenswerterweise ist dabei nicht nur der Regionalkalender, sondern auch weitgehend die Eigenfeiern der einzelnen (Erz-) Diözesen berücksichtigt; nur wenige fehlen (für das Erzbistum Köln: Gerhard 23.4., Johannes von Köln 8.7., Evergisus 24.10., Johannes Duns Scotus 8.11.). Im zweiten Band sind die Kommuniongebete entsprechend dem Festcharakter nur an Hochfesten und Festen vorgeschlagen. Dafür ist zusätzlich das Tagesgebet aufgenommen worden. Verwunderlich ist in diesem Zusammenhang der Vorschlag im Vorwort, mit dem Buch den Wortgottesdienst zu bestreiten und das Messbuch erst zur Gabenbereitung in Gebrauch zu nehmen. Damit würde das Materialbuch in Konkurrenz zu den offiziellen liturgischen Büchern treten. Dagegen spricht nicht nur, dass die liturgischen Bücher die Feiebücher sein sollten, sondern es verunklart auch die Idee der Rollenbücher. Das des Priesters ist das Messbuch, auch schon im Eröffnungsteil der Eucharistiefeier.

Welche Merkmale zeichnen die beiden Bände in der Fülle der vorliegenden Materialbücher aus? Die vorgeschlagenen Texte sind liturgisch verantwortet und mit Fachkenntnis verfasst. Sie orientieren sich am Evangelium und tragen zur inhaltlichen Stringenz des Gottesdienstes bei, die sich mit der Orientierung am Evangelium ihrerseits an der Liturgie ausrichtet. Eine gute Anregung ist die Gestaltung der Kommuniongebete: Indem die Gläubigen hier mittels ausgewählter Kehrverse aus dem Gotteslob eingebunden werden, bleibt das Kommuniongebet nicht ein einseitiger Vortrag und wird somit dem falschen Eindruck gewehrt, die Adressaten seien die Gläubigen, sondern dieses Messelement kann in der vorgeschlagenen Weise zu einem wirklichen Gebet der Kommunikanten werden.

Die beiden Bände eignen sich als Anregung und Vorlage für alle, die regelmäßig Eucharistiefiern vorbereiten müssen, sind aber – trotz des Titels der Bände – hinsichtlich der Einführung, Kyrie-Rufe und Fürbitten bei der Vorbereitung von Wort-Gottes-Feiern ebenso hilfreich.

Mit dem Buch zur *Ars celebrandi* greift der Autor ohne Frage eine der grundlegendsten Herausforderungen der Gottesdienstfeier – auch der Gegenwart – auf. Haben wir eine liturgische Feierkultur? Sind wir uns überhaupt bewusst, dass Liturgie ihrem Wesen nach Glaubensfeier ist und dass wir sie gewissermaßen einer ihrer Lebensnerven berauben, wenn wir ihren Feiercharakter vernachlässigen?

Der Titel des Buches verspricht Auskünfte zu diesen Fragen. Doch sollte der potentielle Käufer wissen: Was der Autor von Anfang an klar macht, nämlich dass er sich exklusiv an Priester wendet, ist anhand von Titel und Untertitel nicht zu erkennen. Darf man doch aus guten liturgiethologischen Gründen sagen, dass auch die versammelten Gläubigen den Gottesdienst aktiv mitfeiern und insofern ebenfalls einer *Ars celebrandi* bedürfen und dass auch sie – und zwar nicht nur wenn sie einen liturgischen Dienst übernehmen – als Mitfeiernde Liturgen sind und nicht bloße Rezipienten. Wer andere Werke des Autors kennt, weiß, dass er dies auch nicht in Abrede stellen würde; doch der Leser sollte wissen, an wen sich das Buch richtet. Freilich könnte man auch grundsätzlich fragen, ob es dem Anliegen der *Ars celebrandi* gerecht wird, die Thematik nur aus der Perspektive des Vorstehers zu bedenken.

Es ist nur konsequent, wenn unter diesem Vorzeichen das erste Kapitel nach dem Selbstverständnis des Priesters fragt. Erst im zweiten Kapitel wird nach dem Wesen der Liturgie gefragt, gewissermaßen nach ihrem Sinngehalt. Da es diesen Sinngehalt nicht losgelöst von einer konkreten Feier-

gestalt gibt, fragt das dritte Kapitel konsequenterweise nach der „Außenseite“ der Liturgie. Konkret geht es um den menschlichen Leib, die Sprache, Gesang und Musik, Stille, Gewänder sowie weitere materielle Dinge (Brot, Wein, Wasser etc.). Der anschließende Abschnitt zum Kirchenraum, der die geschichtliche Entwicklung dargelegt und die liturgischen Orte im Einzelnen vorstellt, macht deutlich, wie man in einem Buch über *Ars celebrandi* auch hätte fragen können: Wie wird der Kirchenraum zum Feierraum für den Gottesdienst? Welche Raumkonzepte können im Sinn der Mystagogie das gefeierte Geheimnis erschließen? Schließlich wenden sich die folgenden Kapitel zwei konkreten Gottesdienstformen zu, der Messfeier (viertes Kapitel) und der Stundenliturgie (fünftes Kapitel). Damit wählt der Verfasser zum einen die wohl am häufigsten gefeierte Gottesdienstform, zum anderen eine in der Praxis geradezu vernachlässigte liturgische Feier. Während Ersteres nicht nur aufgrund der Häufigkeit der Eucharistiefiern, sondern auch aufgrund ihrer theologisch zentralen Bedeutung unerlässlich ist, darf Letzteres als ein Werben für eine ungenutzte Chance verstanden werden, die in der Feier der Stundenliturgie liegt. Die Feier der übrigen Sakramente und Sakramentalien werden nicht besprochen.

Es ist hilfreich, dass das Buch die Kunst des Feierns ausgehend von der Liturgie an sich und von konkreten liturgischen Feiern erschließen will. Es ist damit weit vom bisweilen anzutreffenden Missverständnis entfernt, sich auf technische Anweisungen beschränken zu können und den Weg des Priesters zu einer *Ars celebrandi* mit einer Schauspielschule zu verwechseln. Der Autor holt in diesem Zusammenhang weit aus, und die Ausführungen ersetzen streckenweise ein Handbuch zur Liturgie. Der Leser muss entscheiden, ob er diesen Weg mit einer Fülle von Informationen (das Buch umfasst insgesamt 747 Seiten) mitgehen möchte.

Alexander Saberschinsky

Willi Baumann und Peter Sieve (Hrsg.): Der katholische Klerus im Oldenburger Land. Ein Handbuch im Auftrag des Bischöflich Münsterschen Officialates. Dialogverlag, Münster 2006. 711 S.; 23,95 Euro.

Unter diesem Titel stellt man sich gewöhnlich ein Nachschlagewerk über den Klerus des Oldenburger Münsterlandes vor, das Kurzbiographien der hier tätig gewesen und noch lebenden Geistlichen enthält. Seine Besonderheit besteht darin, dass es

über diese Informationen hinaus im ersten Teil eine umfangreiche Monographie über den Wandel des Priesterbildes von den Anfängen bis zur Gegenwart aus der Feder von Karl Josef Lesch enthält (17–179). Dieser gedrängte Überblick verdient die Aufmerksamkeit aller am Leben der Kirche Interessierten. Hier wird die Geschichte des Priestertums in der römisch-katholischen Kirche vom Urchristentum bis zur nachkonziliaren Ära in gedrängter Form höchst anschaulich und facettenreich dargestellt. Dabei fällt immer wieder der Blick auf die Situation im Oldenburger Münsterland, das zum Bistum Münster gehört, aber in Gestalt des Offizialates einen besonderen kirchlichen Verwaltungsbezirk darstellt. Diese Regelung geht auf die Konvention von Oliva aus dem Jahre 1830 zurück. An der Spitze steht ein Offizial, dessen Rechte weit über die eines Generalvikars hinausreichen, und der über bestimmte bischöfliche Vollmachten verfügt.

Das II. Vatikanische Konzil führte zu einem neuen Selbstverständnis des katholischen Priesters. Verstand er sich nach dem Konzil von Trient vornehmlich von der Eucharistiefeyer her als Sakramentenspendler, so steht jetzt im Mittelpunkt die Verkündigung des Wortes Gottes, erst dann folgt die Beauftragung zur Feier der Eucharistie. Der Umbruch, den in der Kirche das II. Vatikanische Konzil ausgelöst hat, ging auch an den Priestern im Oldenburger Land nicht spurlos vorüber. Auffallend hoch ist die Zahl der Amtsniederlegungen nach dem Konzil, im Jahr 1970 waren es allein sechs Priester!

Von besonderem Interesse dürfte die gegenwärtig geführte Diskussion um die Abgrenzung des besonderen Priestertums vom allgemeinen Priestertum finden, die aufgrund des akuten Priestermangels immer mehr zu einer Vermischung der Unterschiede geführt hat. Dies hat eine Verunsicherung der Priester zur Folge, die sich auf der Suche nach der ihnen eigenen Rolle befinden, zumal in den kirchlichen Dokumenten immer wieder der wesensgemäße Unterschied zwischen dem gemeinsamen Priestertum der Gläubigen und dem Priestertum des Dienstes herausgestellt wird (vgl. die 1997 erschienene römische Instruktion zu einigen Fragen über die Mitarbeit der Laien am Dienst der Priester). Auf der anderen Seite fehlt eine genauere theologische Positionierung der neuen Dienste in der Kirche, die immer mehr Funktionen übernehmen, die ursprünglich dem Priester vorbehalten waren. Darauf hatte schon Karl Rahner hingewiesen und gefragt, inwiefern hier nicht neue Ämter entstanden seien. Bei der Fokussierung auf die Rolle der Kleriker im Oldenburgischen Münsterland bleiben die sog. Laien und ihre Rolle in der Kirche nicht ausgespart, zumal das Konzil und die Würzburger Synode deren

unschätzbaren Dienst in der Kirche betont und zu einer Zusammenarbeit zwischen Priester und Laien aufgerufen haben. Gleichwohl kann nicht übersehen werden, dass in der Vergangenheit eine unübersehbare Schar von seeleneifrigen und frommen Priestern das Gemeindeleben im Oldenburger Münsterland entscheidend geprägt haben. 142 von ihnen ist eine Kurzbiographie im zweiten Kapitel gewidmet, angefangen vom Jahr 1613, der Zeit der Rekatholisierung des Niederstifts Münster. Der Schwerpunkt liegt auf dem 19. und 20. Jahrhundert auf Grund der dichten Quellenlage. Unter diesen Klerikern befindet sich auch der „Löwe von Münster“, der unlängst selig gesprochene Clemens August Kardinal Graf von Galen, den der bekannte Galenforscher, Joachim Kuroпка aus Vechta, etwas ausführlicher und kenntnisreich porträtiert (281–288). Weitere fünf Mitglieder der weit verzweigten Galensippe werden hier ebenfalls vorgestellt. Die heute noch lebenden Priester sind auch in die Sammlung mit kurzen Daten zu ihrer Vita im Dritten Kapitel aufgenommen worden, „um dadurch ein möglichst vollständiges Bild aller geweihten Männer, der Welt – und Ordenspriester wie auch der Diakone aus den vergangenen vier Jahrhunderten zu gewinnen“ (13). Dabei fällt angenehm auf, dass auf eine hagiographische Darstellung verzichtet worden ist, vielmehr werden die Schwächen und Fehler einiger Geistlicher ungeschminkt aufgedeckt. Auch die aus dem priesterlichen Dienst ausgeschiedenen oder zu einer anderen Konfession übergetretenen Geistlichen werden namentlich aufgeführt. Dieses Handbuch kann man allen an der Geschichte der katholischen Kirche Interessierten empfehlen, auch wenn sie sich nicht dem Münsterschen Offizialat verbunden fühlen, das sich über Süd- und Nordoldenburg (dem ehemaligen Großherzogtum Oldenburg) erstreckt und dem ca. 280.000 Katholiken angehören.

Ralph Sauer

Paul Josef Kardinal Cordes: Warum Priester? Fällige Antworten mit Benedikt XVI. Sankt Ulrich Verlag, Augsburg 2009. ISBN 978-3-86744-127-8; 220 S.; geb., 20,50 Euro.

Der Priestermangel in weiten Teilen der katholischen Kirche lässt in vielen Diskussionen auch die Frage aufkommen, ob das Volk Gottes überhaupt Priester brauche und wozu. In seinem Buch „Warum Priester? Fällige Antworten mit Benedikt XVI.“ zeichnet der Präsident des Päpstlichen Rates „Cor Unum“ Paul Josef Kardinal Cordes einige

Antworten, die anregen, weiter und tiefer über die Kirche, die Priesterweihe und das Priesteramt nachzudenken. Cordes legt seine Texte vor auch anlässlich des 150. Todestages des Pfarrers von Ars: In dessen priesterlichem Dienst begegneten die Menschen Gott. Sein Priestersein war dabei bedeutender als alle Dienstleistungen, die er vollzog. Heute jedoch werde der Priester im Bewusstsein vieler zwar noch für einige spezifische Funktionen gebraucht, die Wirklichkeit aber, die der Kirche aus dem für den Aufbau der Gemeinde eigens gestifteten Weihesakrament wachse, sei vielen unbekannt.

Seine zwölf Kapitel eröffnet Cordes jeweils mit einem Text Papst Benedikts XVI., an die er seine Überlegungen anschließt. So untersucht er etwa die biblischen Wurzeln und die seinshafte Grundlegung des priesterlichen Amtes aus der in der Weihe erfolgten Geistesübertragung. In anderen Kapiteln distanziert er sich von der Auffassung, im Priester „einen anderen Christus“ zu sehen und spricht sich gegen eine kultische Engführung des priesterlichen Dienstes aus. Verkündigung von Gottes Wort, Feier der Sakramente und Dienst der Liebe bedingen sich gegenseitig und lassen sich nicht voneinander trennen. Mit J. Ratzinger sieht er entsprechend dem Dekret über „Dienst und Leben der Priester“ des II. Vatikanischen Konzils, dass das Wort Gottes das Umfassende und Gründende ist, „das die beiden anderen, den Priester- und den Leitungsdienst, aus sich entlässt und sie zugleich ständig umgreift“ (Seite 136).

Aktuelle Diskussionen greift er auf etwa in seinen Überlegungen über das „Einzelkämpfertum der Priester“ oder wenn er sich absetzt von Versuchen, das Priesterverständnis analog zu profanen Modellen zu begründen. Es ist die kirchliche Überzeugung, dass Gottes Zuwendung zum Menschen sakramentale Greifbarkeit für den Einzelnen und die Kirche erhalten soll. Die Einheit von Geistesempfang im Glauben und ekklesiologischer Leibhaftigkeit des Geistes dürfe nicht auseinander gerissen werden. „Wo eine sakramentale Gnadenvermittlung im Rahmen des menschlich Möglichen und sinnvoll Vollziehbaren möglich ist, soll sie auch geschehen“, zitiert er Karl Rahner (Seite 185). Auf diesem Hintergrund nimmt Cordes auch klar Position zur Laienpredigt in der Feier der Eucharistie. „Wenn im eucharistischen Tun das „hörbare Zeichen der Predigt“ neben das „sichtbare Wort des Sakramentes“ tritt, dann ist Gott selbst in seinem Sohn am Werk. Der Verkündiger handelt in der Person Christi selbst“ (Seite 130). Der Dienst am Evangelium ist „amtliches Handeln in der Person Christi des Hauptes Darum muss die Ordination als der eigentliche und unabdingbare Akt der Befähigung

zur Verkündigung gelten. Für alle, die als Nichtpresbyter in den Dienst der Verkündigung treten wollen, bietet sich die Diakonatsweihe an“ (Seite 133). Cordes betont auch die spezifische Gemeinschaft zwischen den Bischöfen und Priestern. Beide verbindet das eine Amt, dessen Dienst von der einen Gabe des Geistes ermöglicht wird und zu dem sie durch das eine Sakrament berufen sind. Dieses Miteinander geht allen Differenzierungen maßgeblich voraus. Auf diesem Hintergrund fragt Kardinal Cordes kritisch an, ob auch in der Beziehung zwischen Bischöfen und Priestern heute nicht Administration, Bürokratie und Strukturreform einen Perspektivenwechsel von der Gnaden- in die Rechtskategorie und in soziologisches Denken bewirkt. „Nicht mehr der Geist der *Communio* bestimmt Empfindungen und Entscheidungen, sondern das Tauziehen um die Macht“ (Seite 84).

Das Buch bietet in seinen Aufsätzen eine Reihe von tiefen Erläuterungen grundlegender Wahrheiten hinsichtlich des katholischen Kirchen- und Priesterverständnisses. Es kann manche wesentlichen Aussagen ins Bewusstsein bzw. in Erinnerung rufen, die bei nicht wenigen aktuellen Diskussionen über die Notwendigkeit, Möglichkeiten und Grenzen des priesterlichen Dienstes vergessen werden oder gar nicht bekannt sind. Sicherlich wäre es interessant, die grundlegenden Ausführungen Kardinal Cordes' einmal mit aktuelleren Untersuchungen über die Lebenswirklichkeit heutiger Priester in Beziehung zu bringen wie auch die theologische Diskussion über die Fragen der jüngeren Jahre stärker einzubeziehen. So wäre etwa zu bedenken, dass die pastorale und gesellschaftliche Situation sich in manchen Punkten in jüngster Vergangenheit noch verschärft hat. So beschreibt Kardinal Cordes etwa auf Seite 17 die Gefahr, dass die Menschen ihre Heillosigkeit nicht einsehen wollen oder in einem Allmachtsglauben meinen, sich selbst erlösen zu können. Beobachtungen und Untersuchungen zeigen nun aber an, dass die Menschen heute um ihre Heillosigkeit wissen und kaum noch glauben, dass sie sich selber von ihr retten könnten. Sie sind fest davon überzeugt, dass das Unheil zum menschlichen Leben wesensmäßig dazu gehöre und der Mensch sich mit dieser Situation anfreunden müsse, da von nichts und niemanden, auch nicht von einem Gott, Heil zu erwarten sei. Aber gerade angesichts dieser Unheilsauffassung vieler Zeitgenossen ist der priesterliche Dienst, wie Paul-Josef Cordes ihm dem Leser vor Augen stellt, wahrhaft ein Gnadengeschenk Gottes.

Heiner Koch

Unter uns

Auf ein Wort

„Im Gesang des verschluckten Propheten wird das Unheimliche heimlich, denn ein Wort-Raum überwölbt alles: ‚Aus der Tiefe der Unterwelt schrie ich um Hilfe und du hörtest mein Rufen‘ (Jona 2,3). In dieser Umfassung ist es auch möglich, dass die Bewegung des Verschlingens umgedreht wird: Gott befiehlt dem Fisch, Jona auszuspuken. (Jona 2,11) Im Psalm 139 ist diese Figur noch viel genauer gezeichnet. Der lebendige Mensch in der Umgebung Gottes: ‚Du umschließt mich von allen Seiten und legst deine Hand auf mich.‘ (139,5) Das ungeheure Ausmaß der Welt, in dem der Mensch zum winzigen Teilchen wird, ist durchwärmt und durchleuchtet von einer Gegenwart, in der dieser Mensch nicht weggetan und nicht anderswohin verwendet wird, sondern selbst gegenwärtig sein darf. Der gewährende Raum der göttlichen Umfassung ist frei vom Sog, der alles einatmet, assimiliert, ein anderes tut. Das Auge der Aufmerksamkeit ist auf die eigenständige, in sich selbst heraustretende Existenz der Kreatur gerichtet, die der Wille und die Lebenskraft des Schöpfers entstehen lässt. (139, 13–16) ...

Die göttliche Umfassung ist unumgebar, sie schließt auch die drohende Unübersichtlichkeit und Massenhaftigkeit der kosmischen Dimension ein, die Umfassung ist kein Behälter, kein Gefängnis, kein verdauender Bauch, sondern Umfriedung, denn in ihr ist es möglich, zum Leben geweckt, geschützt, gesehen, gemeint, geliebt zu sein, ohne einverleibt zu werden. Das ist freilich schon mehr als die Logik der räumlichen Erfahrung erlaubt, ist paradoxe Rede von der Möglichkeit, im Großen zu sein, ohne dessen Teilchen sein zu müssen, einem Ganzen und Vollen anzugehören, ohne in dessen Übermacht zu verschwinden. Wenn Paulus im Römerbrief (8,35–39) die Frage beantwortet, was uns scheiden könne von der Liebe Christi, zählt er unter den ohnmächtigen Mächten, die das versuchen, auch die Gewalten der Höhe oder Tiefe (8,39) auf. Er verweist damit auf die biblische Kritik aller umgreifenden, möglicherweise behaltenden, verwendenden Größen unten und oben. Das Wächteramt des Messias besteht darin, dass er sich in allen Räumen aufrichtet, um sie offen zu halten und bewohnbar zu machen.“

(Aus: Gottfried Bachl, Eucharistie, 2008, 114–115.)

Übertrieben

Der Pfarrer macht einen Krankenbesuch beim größten Schandmaul der Gemeinde. Die Kranke jammert ihm die Ohren voll und sagt schließlich: „Herr Pfarrer, ich leide Höllenqualen.“

Ungerührt antwortet der: „Übertreiben Sie nicht, das kommt erst noch.“

(aus: Das Hausbuch des christlichen Humors. St. Benno-Verlag GmbH. Leipzig 2009.

ISBN 978-3-7462-2592-0)

Ritterbach Verlag GmbH · Postfach 18 20 · 50208 Frechen
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E